

Jahres MAGAZIN 2023

der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften

THEMEN

Projekt: Aufklärung!

Hubert Markl und die BBAW

Das Humboldt Experiment

PROJEKTE

Akademisierung der Künste

Transfer Unit

Wissenschaftskommunikation

Schleiermachers Vorlesungen
über Christliche Sittenlehre

PERSONEN

Jörg Brauns

Dagmar Schäfer

Undine Kramer



JAHRESMAGAZIN 2023

der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

EDITORIAL



Eine „springlebendig junge und dennoch auch uralte Akademie“ hat der erste Präsident der 1993 neu konstituierten „Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“ (BBAW) die Institution genannt, die nun als über dreihundertjährige Einrichtung ihr dreißigjähriges Jubiläum feiert (und dazu an diesen Präsidenten, an den Evolutionsbiologen und Wissenschaftsmanager Hubert Markl, in diesem Jahresmagazin erinnert). In über dreihundert Jahren kann eine Einrichtung auf ziemlich viele bedeutende Mitglieder kommen, jedenfalls dann, wenn sie von ihrer Autonomie guten Gebrauch macht und klug zuwählt. So fügt es sich, dass wir bald auch den dreihundertsten Geburtstag unseres Mitgliedes Immanuel Kant feiern können, aber dies natürlich nicht als behäbige alte Dame tun wollen, sondern als springlebendige junge Institution. Daher heißt das nächste Jahresthema „Projekt: Aufklärung!“ und soll sich natürlich nicht im Gedenken an die vielen europäischen Aufklärungen der Vergangenheit erschöpfen. Was heißt Aufklärung in einer Zeit, in der erneut deutlich wird, dass manche Menschen überhaupt nicht aufgeklärt werden wollen? Oder: Was heißt Aufklärung in einer Zeit, in der viele den europäischen Antworten misstrauen? Und schließlich: Was können wir von Aufklärungsbewegungen in anderen Weltgegenden lernen? Antworten in diesem Magazin, aber auch in vielen Veranstaltungen der Akademie in den Jahren 2023 und 2024.

Weil unsere Akademie sich im Laufe ihrer langen Geschichte immer wieder einmal neu erfunden hat (manchmal auch deswegen, weil sie sich neu erfinden musste), bleiben wir natürlich auch nicht bei dem stehen, was vor dreißig, zwanzig oder zehn Jahren Akademie in Berlin ausmachte.

Schon Hubert Markl mahnte eine Reform der Strukturen an, die er gerade mit eingeführt, zu Teilen von anderen Akademien übernommen und normiert hatte. Die BBAW hat ihre Verwaltungsspitze reformiert, die Positionen der Verwaltungs- und Wissenschaftsdirektion zusammengeführt und für die neue Position eines Direktors Jörg Brauns gewonnen. Er wird nun mit vielen anderen zusammen weitere Schritte einer Verwaltungsreform einleiten.

Markl wünschte sich aber auch mehr Kommunikation von Wissenschaft durch die Akademie, weil er angesichts von unübersichtlicher Pluralisierung weiter auf die autoritative Vermittlung von gesichertem Wissen setzte. Wir denken weiter über den Kommunikationszusammenhang von Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik nach und haben zu diesem Zweck die Transfer Unit Wissenschaftskommunikation eingeworben, die sich in diesem Magazin ebenfalls vorstellt. Das Magazin hat sich auch verändert, es enthält erstmals eine doppelseitige Infografik sowie die Rubrik „Neues aus der Akademie“ (angelehnt an die gleichnamige Rubrik auf unserer BBAW-Website), in der wir unter anderem neue Publikationen und bemerkenswerte Formate kurz porträtieren. Viel Vergnügen beim Lesen.

Ihr



Christoph Marksches
Akademiepräsident



INHALT

EDITORIAL

NEUES AUS DER AKADEMIE

ERINNERUNGEN AN HUBERT MARKL (1938–2015)

Von Christoph Marksches

PROJEKTPORTRÄT

TRANSFER UNIT WISSENSCHAFTSKOMMUNIKATION

„ICH VERSTEHE DIE AUFKLÄRUNG ALS EIN UNABGESCHLOSSENES PROJEKT“

Über Immanuel Kant und das neue Jahresthema 2023|24 „Projekt: Aufklärung!“

Sandra Vogel im Gespräch mit Akademiemitglied Marcus Willaschek



3

6

8

14

16



REVOLUTION AUF DEN KÖPFEN

Zu Friedrich Nicolais „Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten“ aus dem historischen Bestand der Akademiebibliothek

Von Marianne Seidig

23



„NEUGIERDE UND NÜCHTERNHEIT“

Über Teamgeist, gutes Wissensmanagement und die Position der Akademie in der Berliner Forschungslandschaft

Sandra Vogel im Gespräch mit dem neuen Direktor Jörg Brauns

25

GELATINE ALS ZUTAT EINER GELUNGENEN CIL-EDITION

Von Ulrike Ehmig

32

INFOGRAFIK

Digitales Wörterbuch an der Spitze – Agile Tiefen in Teamarbeit

38

AKADEMISIERUNG DER KÜNSTE

Eine neue Initiative der BBAW
Von Dörte Schmidt, Jan Lazardzig,
David Hagen und Thekla Neuß

40

JAHRESMAGAZIN 2023

„WIE VIELE WERTE ÜBER DIE WELT, ÜBER DAS LEBEN, HABEN WIR ALLE NOCH NICHT AUSREICHEND GEHÖRT?“

„Das Humboldt Experiment“ beleuchtet die Aktualität von Alexander von Humboldt und seinen Themen
Sandra Vogel im Gespräch mit Mirah Laline und Tobias Kraft

44

LOKAL UND DIVERS

Die Geschichte und Gegenwart der Naturwissenschaften in China
Von Dagmar Schäfer

52

EIN BESUCH IM SCHÜLERLABOR GEISTESWISSENSCHAFTEN

Von Lukas Beichler

54

PROJEKTPORTRÄT

THEOLOGISCHE ETHIK ALS KULTURTHEORIE

Hybridedition von F. D. E. Schleiermachers Vorlesungen über Christliche Sittenlehre und ihre historische und systematische Erschließung

60

MITTAGSSALON

VON DER TURFANEXPEDITION ZUR TURFANEDITION

Das Akademienvorhaben „Turfanforschung“ von A bis Ω
Von Peter Zieme

62

63

MEHR ALS DIE MEHRHEIT?

Ein Werkstattbericht aus der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Normative Konstituenzien der Demokratie“
Von Andreas Oldenbourg

68

IM BÜRO BESUCHT ...

UNDINE KRAMER

Leiterin der Berlin-Leipziger Arbeitsstelle des Goethe-Wörterbuchs

72



ZEHN JAHRE JUNGE ARABISCH-DEUTSCHE WISSENSCHAFTSKOOPERATION

Von Sabine Dormmüller, Verena Lepper und Maria Röder-Tzellos

74

EIN BLICK ...

... IN DIE AUSSTELLUNG „DIE BÜCHER“

VON ANNETTE KELM

80

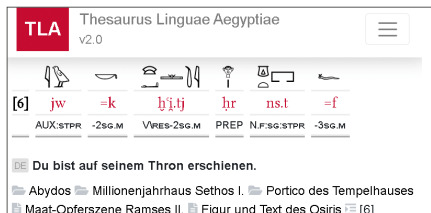
IMPRESSUM

88



NEUES AUS DER AKADEMIE

Relaunch Thesaurus Linguae Aegyptiae



Der TLA, das größte digitale Korpus lemmatisierter altägyptischer Texte, wurde zuletzt 2014 aktualisiert. Nun ist es mit neuen Texten, neuen Metadatatypen (z. B. grammatischer Annotation) und in völlig neuem, auch Smartphone-tauglichem Gewand erschienen.

<https://thesaurus-linguae-aegyptiae.de>

correspSearch



Was ist correspSearch, auf welchen Daten basiert es und wofür kann es genutzt werden? Dies erklärt eine neue Videoreihe zur Rechercheplattform für historische Briefwechsel von TELOTA, TEI Correspondence SIG und weiteren Wissenschaftler:innen.

<https://www.bbaw.de/mediathek/archiv-2022/correspsearch>

Salon Sophie Charlotte 2023

Der diesjährige Salon Sophie Charlotte findet am 13. Mai 2023 von 18 bis 24 Uhr im Akademiegebäude am Gendarmenmarkt statt. Einen Abend lang werden sich im gesamten Haus Gäste, Wissenschaftler:innen und Künstler:innen begegnen und der Aufklärung nachspüren.

<https://www.bbaw.de/veranstaltungen>



Foto: BBaw / Michael Kuchinke-Hofer

Jahresthema 2023|24: „Projekt: Aufklärung!“



Déclaration des droits de l'homme et du citoyen, Gemälde von Jean-Jacques-François Le Barbier, ca. 1789 (Ausschnitt).
© Paris Musées / Musée Carnavalet – Histoire de Paris

Anlässlich des 300. Geburtstages von Immanuel Kant am 22. April 2024 nähert sich das neue Jahresthema der Akademie dem „Projekt: Aufklärung!“ aus vielfältigen Perspektiven und erforscht die Relevanz der Aufklärung bis in die Gegenwart.

<https://jahresthema.bbaw.de>

Denkanstoß aus der Akademie

Wissenschaftler:innen sind meist international vernetzt und viel unterwegs. Wie kann man möglichst umweltschonend verreisen? Vorschläge hierzu bieten Jürgen Gerhards, Astrid Eichhorn et al. im Denkanstoß „Klimaschutz und akademische Dienstreisen“.

<https://www.bbaw.de/publikationen>



Mittagssalon mit Horst Bredekamp und Michelangelo



Michelangelos revolutionäres Wirken in Kunst und Politik, erzählt entlang der Werk- und Entwicklungsgeschichte des Meisters: Im Mittagssalon präsentiert Kunsthistoriker und Akademiemitglied Horst Bredekamp sein Opus Magnum „Michelangelo“.

<https://www.bbaw.de/mediathek/archiv-2022/mittagssalon-mit-horst-bredekamp-und-michelangelo>

ERINNERUNGEN AN HUBERT MARKL (1938 – 2015)

Von Christoph Marksches

Markl war ein auch im
Bereich der klassischen
Geisteswissenschaften
staunenswert gebildeter
Naturwissenschaftler
und ein glänzender
Stilist dazu.

Über die Frage, in welchem Umfang Akademien durch ihre Präsidenten geprägt werden (Präsidentinnen fehlen bisher weitestgehend, übrigens nicht nur bei uns), kann man mit Fug und Recht kontrovers debattieren. Kaum debattieren kann man allerdings über die Frage, ob der erste Präsident der neu konstituierten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Hubert Markl, diese Institution geprägt hat. Obwohl Markl das Präsidentenamt nur für eine Gründungsphase übernehmen wollte und es schon am 1. Oktober 1995 „nicht ohne innere Bewegung“ (wie er selbst beim Amtswechsel formulierte) an seinen Nachfolger Dieter Simon übergab, wurden unter seiner Ägide zentrale Weichen gestellt, die den Kurs unserer Akademie bis heute bestimmen. Schon deswegen lohnt im Jubiläumsjahr der konstituierenden Plenarsitzung nicht nur der allgemeine Blick zurück, den man bei Jubiläen in die Vergangenheit zu werfen pflegt, sondern auch die Erinnerung an Hubert Markl. Da ich selbst allerdings erst 1999 in die Akademie aufgenommen wurde, datieren meine persönlichen Erinnerungen an den ersten Präsidenten der neu konstituierten Institution aus unserer gemeinsamen Zeit im Wissenschaftlichen Beirat der Fritz Thyssen Stiftung.



Festakt anlässlich der Neukonstituierung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in der Staatsoper Unter den Linden. 1. Reihe von links: Prof. Dr. Dr. Gerhard Thews (Vorsitzender der Konferenz Akademien der Bundesrepublik Deutschland), Eberhard Diepgen (Regierender Bürgermeister von Berlin), Prof. Dr. Hubert Markl (Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften), Manfred Stolpe (Ministerpräsident des Landes Brandenburg), Prof. Dr. Wolfgang Frühwald (Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft) und Prof. Dr. Benno Parthier (Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina).

Bildnachweis: Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (05) Nr. 0352879 / Foto: Thomas Platow.



Unterzeichnung des Staatsvertrages über die Errichtung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im Rathaus Schöneberg. Von rechts: Eberhard Diepgen (Regierender Bürgermeister von Berlin) und Dr. Manfred Stolpe (Ministerpräsident des Landes Brandenburg)

Bildnachweis: Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (05) Nr. 0337962 /
Foto: Ingeborg Lommatzsch.

Als ich 2002 in dieses Gremium gewählt wurde, gehörte er ihm als Präsident der Max-Planck-Gesellschaft schon acht Jahre ex officio an und wir haben, wenn ich mich recht erinnere, auch nur an zwei Sitzungen gemeinsam teilgenommen, da er das Münchener Amt im selben Jahr wieder abgab. Ich werde aber nie vergessen, mit welcher persönlichen Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit für mein (von seinem schier unendlich weit entfernten) Forschungsgebiet er mir im Umfeld dieser Sitzungen begegnet ist – Markl war ein auch im Bereich der klassischen Geisteswissenschaften staunenswert gebildeter Naturwissenschaftler und ein glänzender Stilist dazu: 1984 erhielt er als erster Preisträger den im selben Jahr gestifteten Karl-Vossler-Preis, mit dem der Freistaat Bayern bis 2002 ein wissenschaftliches Werk in deutscher Sprache von

literarischem Rang zu ehren pflegte (die BBAW-Mitglieder Wolf Lepenies und Harald Weinrich sollten ihm 1988 und 1992 folgen). Charakteristisch für die große Nüchternheit, mit der Markl wissenschaftliche Entwicklungen bilanzierte, ist die Tatsache, dass er zwei Jahre nach der Preisverleihung durch den bayerischen Kultusminister Hans Maier einen Satz formulierte, für den er von Geisteswissenschaftlern gern programmatisch gescholten wurde: „Die Spitzenforschung spricht Englisch“. Die ihm im Rahmen des „Humanprojektes“ der Akademie 2008 vorgelegte Frage „Was ist der Mensch?“ beantwortete Markl, der an einem traditionsreichen altsprachlichen Gymnasium seiner Heimatstadt Regensburg das Reifezeugnis erhalten und dann in München Biologie, Chemie und Geographie studiert hatte, nach der Anführung eines Goethe-Wortes an Eckermann aber dann doch in deutscher Sprache, seine Profession als „von den Einsichten der Evolutionsbiologie überzeugten Biologen“ durch einen ausführlichen Exkurs zur Geschichte einer Antwort im Fach bei Carl von Linné ebenso transzendierend wie durch die abschließende eigene Antwort – sie besteht nur aus Fragen, zehn an der Zahl: „War dann am Anfang vielleicht doch das Wort?“, schließt der Beitrag.

Hubert Markl wurde nicht zufällig zum ersten Präsidenten der neu konstituierten Akademie gewählt. Bereits 1977 (im Alter von 39 Jahren) war er Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geworden und amtierte in den bewegten wie bewegenden Jahren von 1986 bis 1991 als deren Präsident und zugleich als Vizepräsident der Alexander von Humboldt-Stiftung. Schon 1987 trafen sich im Haus der DFG in Bonn die Präsidenten der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (West) zum Gespräch mit Markl. Es ist hier nicht der Raum, die Geschichte der Berliner Akademien im Vereinigungsprozess zu erzählen – sie wird, wie auch die Rolle von Markl in diesem Prozess, bei den Veranstaltungen im Umfeld des Leibniztages 2023 gründlicher in den Blick genommen werden. Der vom

Berliner Senat Ende 1990 berufenen Planungsgruppe für die Akademie, die der Münchener Althistoriker Christian Meier leitete, hatte Markl noch nicht angehört und ebenso auch nicht dem gleichfalls so berufenen Wahlgremium für die ersten Mitglieder im Jahre 1992 unter Vorsitz des Göttinger Theologen Rudolf Smend. Für unsere Zusammenhänge reicht aus, dass Markl – bis zur Wahl des Präsidenten als geschäftsführendes Mitglied benannt – die konstituierende Plenarsitzung im Gebäude am Gendarmenmarkt am 27. März 1993 leitete und in dieser Sitzung zum Präsidenten gewählt wurde. Den Festakt anlässlich der Neukonstituierung am folgenden Tag eröffnete Markl mit allerlei Ironie, historischem Tiefgang (beispielsweise einer Anspielung auf das Schulmotto des Joachimsthalschen Gymnasiums) und einem Bekenntnis zu den traditionsreichen geisteswissenschaftlichen Akademienvorhaben der alten Preußischen Akademie. In der für ihn typischen Mischung aus Nüchternheit und Verantwortungsbewusstsein erinnerte der frisch gewählte Präsident die „springlebendig junge und dennoch auch uralte Akademie“ an die „Verpflichtung ...“, nach der Erkenntnis der Wahrheit zu streben und für das als wahr Erkannte öffentlich einzutreten – so schwierig es für unser irrtumsanfälliges Erkenntnisvermögen auch sein mag zu erfassen, was als wahr gelten darf. Es geht hier nicht um das wohlfeile Bekenntnis zu großen Werten mit großen Worten, sondern um die unentbehrliche Selbstverpflichtung der Wissenschaft, keiner anderen als dieser Richtschnur zu folgen.“

Schon diese erste öffentliche Rede des neuen Präsidenten machte deutlich, dass die neu konstituierte Akademie ein kompliziertes Amalgam aus Ost und West, preußischen Traditionsvorhaben, einer an Höhepunkten wie Tiefpunkten reichen Akademiegeschichte und dazu einer ambitionierten, aber abgewickelten Akademie in Berlin-West war. Und es wurde deutlich, welche Aufgabe vor den rund fünfzig Gründungsmitgliedern lag, als deren Sprecher sich Markl betrachtete: „Nicht, wie großartig wir uns selbst finden und wie wichtig wir uns nehmen, sondern was andere,

Die Gründungsmitglieder der neukonstituierten Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften:

Paul B. Baltes, Wolfgang Beitz, Siegfried Heinz Bielka, Manfred Bierwisch, Heinz Duddeck, Jürgen Ehlers, Kaspar Elm, Georg Elwert, Rolf Emmermann, Gerhard Ertl, Otto Fiedler, Gunter S. Fischer, Wolfram Fischer, Wolfgang Förster, Wolfgang Fratzscher, Peter Fulde, Detlev Ganten, Gottfried Geiler, Wolfgang Hackbusch, Manfred Hackeschmidt, Helga Haftendorn, Theodor Hiepe, Irmela Hijjya-Kirschner, Werner Hildenbrand, Hasso Hofmann, Jürgen Kocka, Wolf Lepenies, Hubert Markl, Christian Meier, Randolph Menzel, Jürgen Mittelstraß, Werner Müller, Herfried Münkler, Friedhelm Neidhardt, Christiane Nüsslein-Volhard, Ernst Schmitz, Helmut Schwarz, Bernd Seidensticker, Kurt-Victor Selge, Wolf Singer, Günter Spur, Peter Starke, Karl Stephan, Jürgen Trabant, Hans Triebel, Hans-Günther Wagemann, Conrad Wiedemann und Lothar Willmitzer

die berechtigten Erwartungen an uns richten, über uns denken, wird unseren Rang ausmachen.“ Als eine der großen Herausforderungen der Zukunft bestimmte der neue Präsident das, was wir heute Wissenschaftskommunikation nennen, allerdings noch im Sinne einer „autoritativen Mittlerfunktion zwischen Wissenschaft und breiter Öffentlichkeit“, als „Stimme der Wissenschaften sozusagen in reiner Form“. Außerdem forderte Markl die Akademie auf, wie im Gründungsstatut von 1700 vorgesehen, Ausländer zuzuwählen, und ironisierte die durch solche Internationalisierung entstehenden Probleme durch den Hinweis auf sich selbst, einen Menschen, der als Konstanzer Professor „aus dem fast schon mediterranen Baden“ kam „und noch dazu mit bajuwarischem Einschlag“ sprach.

Die zweieinhalb Jahre der (in Teilzeit ausgeübten) Präsidentschaft Markls waren, soweit das ein Nachgeborener aus Erzählungen und Texten rekonstruieren kann, durch viel grundlegende Arbeit gekennzeichnet: Übernahme eines renovierungsbedürftigen Gebäudes, Integration vieler aus der alten DDR stammenden Mitarbeitenden, Aufbau der ersten neuen Interdisziplinären Arbeitsgruppen, Einführung neuer Arbeitsformen wie der Akademievorlesungen, Fortsetzung der Vergabe der Helmholtz- und Leibnizmedaillen und die Zuwahl weiterer Mitglieder. Am 1. Januar 1994 nahm die selbständige Verwaltung der

„Rom liegt auch künftig jenseits des Rubikon“

Akademie ihre Arbeit auf und die organisatorische Unterstützung durch die „Koordinierungs- und Aufbauinitiative für Forschung“ in den ostdeutschen Bundesländern (KAI e. V.) endete. Gleichzeitig waren auch die Aufsichtskommissionen für die Akademienvorhaben berufen und die Arbeitsgruppen konstituiert worden. Geld für Preise und Auszeichnungen der Akademie wurde eingeworben.

Hubert Markl hatte bei aller glänzenden Stilistik auch großes Vergnügen an zugespitzter Rhetorik, die durch einen Schuss Ironie im Gleichgewicht gehalten wurde. 1994 erwähnte er bei der Festversammlung nicht nur „die fragile Unentbehrlichkeit unserer Akademie“ in „unserer museal-retrovertierten Gesellschaft“, sondern bekundete seinen Dank dafür, dass „die Akademie der Wissenschaften der DDR nicht auch noch die Werke Lenins und Maos als Langfristvorhaben eingerichtet hat, da uns der Wissenschaftsrat diese vermutlich auch noch angelobt hätte“ (wie die Marx-Engels-Gesamtausgabe). Der scherzhaft gemeinte Vergleich einiger Projekte mit Riesenschild-

kröten erregte so viel Anstoß, dass Markl ihn bei seiner Rede im Jahr darauf eigens erklären musste, provozierte aber einige Mitarbeitende der Akademie auch zu einem geistreichen, als „fliegende Schildkröte“ (*testudo volans*) titulierten Mitteilungsblatt.

Markl war ein brillanter Denker, der seine Gedanken konsequent zu Ende dachte. Er formulierte die Ergebnisse seines Nachdenkens entsprechend in seinen Reden auch ohne Rücksicht auf Verluste, beispielsweise zum heftig umstrittenen Thema der Sterbehilfe schon vor Jahrzehnten: „Nur wer sich nicht als freier, selbstentscheidungsberechtigter Staatsbürger, sondern als lebens- und bis zum Ende tributpflichtiges Staatseigentum begreift, kann akzeptieren, dass eine Mehrheit sich anmaßt, diese persönlichste aller Lebensentscheidungen staatlich zulassungspflichtig zu machen“. Der Höhepunkt dieser öffentlichen Interventionen war vermutlich die sogenannte Rubikon-Rede: Nachdem im Mai 2001 der damalige Bundespräsident Johannes Rau für ein „menschliches Maß“ lebenswissenschaftlicher Forschung plädiert, sich gegen Präimplantationsdiagnostik und Forschung an embryonalen Stammzellen gewandt und dabei den Satz „Es gibt viel Raum diesseits des Rubikon“ geprägt hatte, widersprach ihm Markl im Juni bei der Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft in einer ausdrücklich als persönliche Stellungnahme ausgewiesenen Rede. Wieder votierte er für die Freiheit des Einzelnen (auch ganz pointiert für die „Freiheit eines Nicht-Christenmenschen“) und gegen „den Geist erbarmungsloser Moral und zugleich des rechtlichen Zwanges auf betroffene Einzelne im Dienste vermeintlicher Gemeinschaftsinteressen“. Mangelnde Sensibilität für irregeleitete, verantwortungslose Forschung konnte man Hubert Markl dabei ganz gewiss nicht vorwerfen: Wenige Tage vor der Hauptversammlung des Jahres 2001 hatte er sich „für die damals aktiv oder passiv schuldig gewordenen Mitglieder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Max-Planck-Gesellschaft bei Opfern irregeleiteten biomedizinischen und rassistischen Forschungswahns für das

Prof. Dr. Hubert Markl beim Festakt
anlässlich der Neukonstituierung der
Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften.

Bildnachweis: Landesarchiv Berlin, F Rep. 290 (05)
Nr. 0358364 / Foto: Barbara Esch-Marowski.



moralische Versagen deutscher Forscher entschuldigt und ... um Vergebung gebeten“. Markls Rede schloss: „Es lag mir sehr am Herzen zu verdeutlichen, dass der Rubikon kein Fluss ist, jenseits dessen das Böse lauert; das Böse ist, wenn schon, dann längst immer mitten in uns. Der Rubikon ist vielmehr ein Fluss, dem der Mensch ständig selber ein neues Flussbett bahnen muss, weil er das Vertraute vom Unerschlossenen trennt, und den wir deshalb nur wohlbedacht und mit Verantwortung für unser Handeln überschreiten sollten. Aber wir sollten auch nicht vergessen: Rom liegt auch künftig jenseits des Rubikon, und Caesar hat ihn erfolgreich überschritten. Denn der Mensch ist seit je ein Wesen, das seine Grenzen überschreiten muss, um ganz Mensch zu sein, und das sich dabei dennoch stets neue Grenzen setzen muss.“

Hubert Markl übergab sein Amt nach zweieinhalb Jahren an Dieter Simon, zum Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft gewählt, aber auch deswegen, weil er mit Alexander von Humboldt davon überzeugt war, dass es „bei einer guten Verfassung ziemlich gleichgültig (ist), wer Präsident der Akademie ist“. Der damalige Wissenschaftssenator Manfred Erhardt, der sich gemeinsam mit anderen energisch für die Konstituierung der neuen Akademie eingesetzt hat, rühmte an Markl anlässlich der Amtsübergabe

die gestalterische Kraft der Persönlichkeit, die sich „in der Wahl der Mitglieder, in den Strukturen, in den Themen, aber auch im Geist, der die Akademie beseelt, und in der wohlthuend freimütigen Atmosphäre, die sie beflügelt“, wiedergefunden habe. Eigentlich war vorgesehen, Hubert Markl anlässlich der Festsitzung zum Leibniztag am 15. Juni 2013 öffentlich mit der Ehrenmitgliedschaft der BBAW auszuzeichnen; da er damals gesundheitlich schon nicht mehr in der Lage war, nach Berlin zu reisen, übergab ihm sein zweiter Nachfolger Günter Stock die Urkunde zu Hause in Konstanz. Am 8. Januar 2015 ist er in seinem Wohnort am Bodensee gestorben. Mir lag sehr am Herzen, insbesondere denen, die Markl nicht mehr erlebt haben, zu verdeutlichen, dass er mit seinem Eintreten für konsequentes, präzises und strenges Denken unserer Akademie hoffentlich auch dann noch ein leuchtendes Vorbild sein wird, wenn die Strukturen und Gestalt der Institution, deren erster Präsident er war, immer neuen Gegenwarten angepasst sein werden.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches ist evangelischer Theologe und Historiker. Er ist Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sowie der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften.

PROJEKTPORTRÄT

TRANSFER UNIT WISSENSCHAFTS- KOMMUNIKATION

Wie können Wissenschaftskommunikationsforschung
und -praxis voneinander profitieren?

Die „Transfer Unit Wissenschaftskommunikation“ verfolgt das Ziel, die Qualität, Effektivität und Nachhaltigkeit von Wissenschaftskommunikation in Deutschland zu fördern. Durch die Zusammenarbeit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) mit „Wissenschaft im Dialog“ (WiD) wird gewährleistet, dass hierbei sowohl die Forschungs- als auch die Praxisperspektive angemessen berücksichtigt werden. Das Gemeinschaftsprojekt wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert.

Das Projekt bearbeitet anwendungsorientierte Fragen zur Wissenschaftskommunikation und fördert den Austausch von Wissenschaftskommunikationsforschung und -praxis. Seit April 2022 ermitteln wir hierzu offene Fragen. Darauf aufbauend sollen relevante thematische Schwerpunkte identifiziert werden, die anhand von

Teilprojekt bei WiD

Projektleitung:
Ricarda Ziegler

**Stellv. Projektleitung, wissenschaftliche
Mitarbeiterin:** Liliann Fischer

<https://www.transferunit.de>

wissenschaft  im dialog

Teilprojekt der BBAW

Wissenschaftliche Leitung:
PD Dr. Andreas M. Scheu

Wissenschaftlicher Mitarbeiter:
Dr. Christian Schuster

[https://www.bbaw.de/forschung/
transfer-unit-wissenschaftskommunikation](https://www.bbaw.de/forschung/transfer-unit-wissenschaftskommunikation)



Expertisen, systematischen Literaturüberblicken, Sekundäranalysen und Metastudien bearbeitet und für Praktikerinnen und Praktiker aufbereitet werden. Um die Verzahnung von Forschung und Praxis im Bereich Wissenschaftskommunikation zu unterstützen, führen wir Workshops und eine Transferkonferenz durch. Darüber hinaus entwickeln wir Austauschformate, die online zur Verfügung gestellt werden. Ein Beirat von Expertinnen und Experten aus den Schnittstellen zwischen Wissenschaft, Kommunikation und Politik unterstützt und begleitet diese Vorhaben.

Die Ergebnisse aus dem Projekt erleichtern es Praktikerinnen und Praktikern, die wissenschaftliche Themen und Befunde kommunizieren, sich an belastbaren Erkenntnissen zu orientieren. Gleichzeitig wird die Wissenschaftskommunikationsforschung über Erfahrungen und Bedarfe aus dem Alltag dieser Praktikerinnen und Praktiker informiert. Dadurch sollen anwendungsorientierte, an praxisrelevanten Fragen ausgerichtete Forschungsperspektiven im Bereich Wissenschaftskommunikation eröffnet und weitere Projekte im Forschungsfeld angestoßen werden.

„ICH VERSTEHE DIE AUFKLÄRUNG ALS EIN UNABGESCHLOSSENES PROJEKT“

Über Immanuel Kant und das neue Jahresthema 2023|24 „Projekt: Aufklärung!“

Sandra Vogel im Gespräch mit Akademiemitglied Marcus Willaschek

Sandra Vogel: Herr Willaschek, vielen Dank, dass Sie sich die Zeit für unser Gespräch nehmen. Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren mit dem großen Philosophen Immanuel Kant, dessen 300. Geburtstag wir im Jahr 2024 feiern. Was fasziniert Sie an ihm?

Marcus Willaschek: Kant ist der bedeutendste und innovativste Philosoph der Neuzeit. Er hat in allen Bereichen der Philosophie prägende Beiträge geleistet, von der Erkenntnistheorie bis zur Ästhetik, die auch für die aktuelle Philosophie noch anregend sind. Das heißt nicht, dass wir ihm heute noch in allen Punkten zustimmen können; aber selbst da, wo man mit Kant nicht übereinstimmt, kann man von ihm lernen. Für mich persönlich ist Kant vor allem deshalb so wichtig, weil es ihm immer wieder

gelingt, scheinbar unvereinbare Standpunkte, die jeweils ihre Berechtigung haben, miteinander zu vereinbaren: Freiheit und Determinismus, Empirismus und Rationalismus, nüchternen Realismus und moralischen Idealismus in der Politik, um nur drei Beispiele zu nennen.

Sandra Vogel: Sie sind nicht nur Geisteswissenschaftler und Akademiemitglied, sondern auch Initiator des kommenden Jahresthemas „Projekt: Aufklärung!“. Die meisten denken beim Stichwort Aufklärung sofort an Kant und seine „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“. In diesem Aufsatz von 1784 beschreibt er die Zielsetzung: „Die Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.“ Wie kann man das verstehen?



Akademienmitglied Marcus Willaschek

Foto: Goethe-Universität Frankfurt am Main

Marcus Willaschek: Kant formuliert hier mit dem juristischen Begriff der Mündigkeit einen allgemeinemenschlichen Anspruch: Alle Menschen sind grundsätzlich in der Lage, eigenständig zu urteilen und frei zu entscheiden. Aber viele machen von dieser Fähigkeit keinen Gebrauch, sondern sind in ihrem Urteil von „Vormündern“ abhängig: Kant denkt hier an Amtsträger, Lehrer und Priester, heute könnte man auch Massenmedien und Influencer nennen. Aufklärung ist der individuelle wie gesellschaftliche Prozess, sich aus dieser Abhängigkeit zu befreien.

Sandra Vogel: Kants Vorschlag, wie man sich emanzipieren könne, scheint auf den ersten Blick recht simpel: „*Sapere aude!* – Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“ Im Zusammenhang mit der „selbstverschul-

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit.“

deten“ Unmündigkeit wird die Prämisse deutlich: Er setzt seinen Fokus auf die Handlungsmacht des Individuums. Aber konnte es wirklich so einfach sein: Man entschied sich, nachdem man sich seiner Abhängigkeit von Dritten bewusst wurde, sich reflektiert mit seinen Umständen auseinanderzusetzen – und erreichte dadurch Handlungsfreiheit?

Marcus Willaschek: Letztlich liegt es nach Kant bei jedem Einzelnen, sich aus dieser Abhängigkeit zu befreien und sich des „eigenen Verstandes zu bedienen“. Aber Kant ist sich durchaus bewusst, dass dies von den Einzelnen nicht nur Mut erfordert, sondern auch den Zugang zu Bildung und zu einer kritischen Öffentlichkeit voraussetzt. Kant zufolge ist es für den Einzelnen allein fast unmöglich, sich zu emanzipieren (was ja ursprünglich „mündig werden“ bedeutete). Dazu bedarf es eines „Publikums“, also einer kritischen Öffentlichkeit.

Sandra Vogel: Welchen Einfluss hatten Faktoren wie der gesellschaftliche Stand und das Geschlecht auf die Rolle des Individuums in der Epoche der Aufklärung?

Marcus Willaschek: Zweifellos hatte das Geschlecht einen sehr großen Einfluss, da den meisten Frauen der Zugang zu höherer Bildung verwehrt war und die wenigen gebildeten Frauen kaum Gelegenheit hatten, ihre Ideen einem breiteren Publikum zu präsentieren. Unter den Männern hatten es die Mitglieder der höheren Schichten sicher



Henriette Herz (1764 – 1847)
Ölgemälde von Anton Graff, 1792.

Foto: Staatliche Museen zu Berlin, Nationalgalerie / Andres Kilger.

leichter, aber es gab auch im 18. Jahrhundert bereits eine gewisse Zahl von Bildungsaufsteigern, zu denen auch Kant gehörte. Er kam aus einer armen Handwerkerfamilie und konnte nur aufgrund seiner auffälligen Begabung das Collegium Fridericianum in Königsberg und dann die Universität besuchen.

Sandra Vogel: Wenn ich als studierte Literaturwissenschaftlerin an die Aufklärung denke, dann primär an philosophische und literarische Schriften, die davon überliefert sind. Aber die Philosophie der Aufklärung wirkte sich, fernab von der Schriftkultur, auf alle Lebensbereiche aus. Wie hat sie sich im historischen Alltag bemerkbar gemacht?

Marcus Willaschek: In der Tat war ein wesentliches Ziel der Aufklärung, die Lebensverhältnisse aller Menschen durch die Überwindung von Vorurteilen und die Orientierung an den Erkenntnissen der modernen Wissenschaften zu verbessern. Drei Beispiele aus Preußen zeigen vielleicht, wie die Aufklärung das Leben der Menschen tatsächlich veränderte. So führte Preußen bereits 1717 die allgemeine Schulpflicht ein, die allerdings erst seit 1763 wirklich durchgesetzt wurde. Unter Friedrich dem Großen, einem Anhänger der Aufklärung, wurde in Preußen religiöse Toleranz praktiziert. Es galt also nicht mehr, dass die Bevölkerung eines Landes der Konfession des Oberhauptes folgen musste. Und Ende des 18. Jahrhunderts begann man, die Bevölkerung gegen Pocken zu impfen, die nun nicht mehr als gottgegebene Plage galten. Kant wurde übrigens gebeten, in einem Gutachten zu beurteilen, ob die Pockenimpfung trotz der damit verbundenen Risiken moralisch erlaubt sei. Er erwog in diesem Zusammenhang eine allgemeine Impfpflicht, weil die Vorteile und Risiken so alle gleichermaßen getroffen hätten.

Sandra Vogel: Fernab von Kant: Welche anderen seiner Zeitgenossen und Zeitgenossinnen darf man Ihrer Meinung nach nicht übersehen, wenn man sich mit der Aufklärung beschäftigt – und warum?

Marcus Willaschek: Das würde eine sehr lange Liste! Die Bewegung der europäischen Aufklärung beginnt ja bereits Mitte des 17. Jahrhunderts. Führende Vertreter in Deutschland waren der Gründer unserer Akademie, Gottfried Wilhelm Leibniz, und sein einflussreicher Schüler Christian Wolff. In Kants unmittelbarem intellektuellen Umfeld wäre unter anderem Moses Mendelssohn zu nennen, der nicht nur ein bedeutender Philosoph war, sondern auch ein Vordenker des reformierten Judentums. Dessen Freund Gotthold Ephraim Lessing war wohl der bedeutendste literarische Vertreter der deutschen Aufklärung. Außerdem gab es natürlich nicht nur bekannte Autoren wie Leibniz, Lessing und Kant, sondern vielfältige, zum Teil im Verborgenen wirkende Aufklärungszirkel, wie sie Martin Mulsow, Mitglied unserer Geisteswissenschaftlichen Klasse, erforscht. Aber Sie fragen auch nach „Zeitgenossinnen“ Kants. Frauen hatten damals, wie bereits erwähnt, wenig Möglichkeiten, sich publizistisch zu betätigen. Es gab aber andere Wege der Einflussnahme. So führte die Ehefrau von Kants Schüler und Freund Marcus Herz, Henriette Herz, einen bedeutenden Salon in Berlin, in dem aufklärerisches Gedankengut diskutiert und verbreitet wurde.

Sandra Vogel: Wir haben jetzt viel über die Aufklärungsbewegung in Preußen und dem damaligen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gesprochen. Aber wir dürfen nicht außer Acht lassen, dass man sich auch im 18. Jahrhundert in einer international vernetzten Gesellschaft befand. Welche aufklärerischen Bestrebungen gab es in England und Frankreich?

Marcus Willaschek: In Großbritannien wären neben vielen anderen die Philosophen John Locke und David Hume zu nennen, in Frankreich Voltaire, Jean-Jacques Rousseau und die Herausgeber der „Encyclopédie“, Jean-Baptiste le Rond d'Alembert und Denis Diderot. Aber auch in anderen Ländern wirkten bedeutende Aufklärer, wie zum Beispiel der italienische Strafrechtsreformer



Christian Wolff (1679–1754)
Stich von Johann Martin Bernigeroth, 1755.

Cesare Beccaria oder Thomas Jefferson und Benjamin Franklin in den USA. Die jeweiligen Debatten wurden nicht mehr, wie zuvor, auf Latein, sondern primär in den jeweiligen Landessprachen geführt. Aber es gab schnell Übersetzungen in andere Sprachen, sodass die jeweiligen nationalen Diskurse untereinander vielfach vernetzt waren. Rousseau floh aus Frankreich nach England und lebte dort im Haus David Humes. Und Voltaire machte sich in seinem „Candide“ über Christian Wolff lustig.

Sandra Vogel: Was ist der Grund dafür, dass man dieses Phänomen in ganz Europa beobachten konnte?

Marcus Willaschek: Kant schreibt, dass der Austausch „unter den Völkern der Erde“ so eng geworden sei, dass eine „Rechtsverletzung“ an einem Ort der Welt an jedem anderen Ort zu spüren sei. Es war, zumindest was die intellektuellen Diskurse anging, bereits eine weitgehend internationalisierte Welt, in der Nachrichten und Ideen sich schnell über weite Strecken ausbreiteten. Zudem waren die Ausgangsbedingungen, bei allen nationalen Unterschieden, in mancher Hinsicht ähnlich: Die neuzeitliche Wissenschaft veränderte das Bild, das wir von der Welt haben, Großmanufakturen veränderten die Arbeitsbedingungen und die ständische Feudalgesellschaft verlor ihre soziale Verbindlichkeit. Kant bezeichnet seine Zeit als das „eigentliche Zeitalter der Kritik“. Die alte, auf das Mittelalter zurückgehende Ordnung war brüchig geworden. Ihre Autoritäten, also vor allem Kirche und Thron, hielten der philosophischen und gesellschaftlichen Kritik nicht stand.

Sandra Vogel: Und wie sieht es in der Gegenwart aus? Würden Sie sagen, die Aufklärung ist eine historisch abgeschlossene Epoche – oder gibt es gedankliche Strömungen, die Ihres Erachtens darüber hinaus fortwirkten, womöglich bis in die Gegenwart?

Marcus Willaschek: Ich verstehe die Aufklärung als ein un-abgeschlossenes Projekt. Zentrale Ideen der Aufklärung

haben für uns immer noch Relevanz, sind aber nicht oder unzureichend realisiert: Anerkennung und Schutz der individuellen Menschenwürde, Rechtsstaatlichkeit, Orientierung politischer Entscheidungen am Kenntnisstand der Wissenschaften, breite gesellschaftliche Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen, freier Austausch und Wettstreit von Ideen und Meinungen sowie Toleranz gegenüber Andersdenkenden, um nur einige Leitideen der Aufklärung zu nennen. Deren Relevanz liegt heute auf der Hand und ist größer denn je. Man denke nur an Fake News und Wissenschaftsfeindlichkeit, Hasskommentare und Desinformation sowie den weltweiten Vormarsch antidemokratischer Kräfte. Tatsächlich sind die Errungenschaften der Aufklärung niemals endgültig gesichert, sondern müssen immer wieder neu erkämpft – und manchmal auch neu interpretiert werden. So waren Frauenfeindlichkeit, Rassismus und Anthropozentrismus, trotz vereinzelter emanzipatorischer, antikolonialer und ökologischer Ansätze, in der Epoche der Aufklärung weit verbreitet. Die Aufklärung als unvollendetes Projekt zu verstehen, heißt nicht, die Thesen des 18. Jahrhunderts nachzubeten, sondern sich auch diesen Thesen gegenüber des „eigenen Verstandes“ zu bedienen.

Sandra Vogel: Das führt uns zurück zu Kants „*Sapere aude!*“. Hierzu sehe ich in der Gegenwart teilweise widersprüchliche Forderungen, die ähnliche Topoi zu bedienen scheinen. Denken wir, unter dem Eindruck der Pandemie, zum Beispiel an die Querdenker-Szene, deren Vertreter im öffentlichen Diskurs die Forderung vertreten: Die vielzitierten „Schlafschafe“, gemeint ist die Mehrheitsgesellschaft, sollten „aufwachen“ und die Aussagen der Regierung sowie den wissenschaftlichen Konsens kritisch hinterfragen. Auch hier wird zum unabhängigen Denken aufgerufen, das sich von kanonischen Autoritäten distanziert. Wie beurteilen Sie das im Verhältnis zu den Gedankentopoi der Aufklärung?

Marcus Willaschek: Die sogenannte Querdenker-Bewegung zeigt, dass auch unabhängiges Denken gelernt werden und sich an Regeln orientieren muss. Kant weist



Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 – 1716)
Kupferstich von Martin Bernigeroth, 1703.

Besitz: Porträtsammlung der Herzog August
Bibliothek Wolfenbüttel

Zentrale Ideen der Aufklärung haben für uns immer noch Relevanz, sind aber nicht oder unzureichend realisiert: Anerkennung und Schutz der individuellen Menschenwürde, Rechtsstaatlichkeit, Orientierung politischer Entscheidungen am Kenntnisstand der Wissenschaften, breite gesellschaftliche Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen, freier Austausch und Wettstreit von Ideen und Meinungen sowie Toleranz gegenüber Andersdenkenden, um nur einige Leitideen der Aufklärung zu nennen.

darauf hin, dass der Versuch, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, ohne Anleitung und Übung meist misslingen wird. Dahinter liegt ein großes erkenntnistheoretisches, aber auch praktisches Problem, denn Selbstdenken besteht nicht schon darin, irgendetwas in Frage zu stellen. Auch für den Zweifel brauchen wir gute Gründe, die wir nicht gleichzeitig bezweifeln können. Man kann zum Beispiel einen konkreten wissenschaftlichen Konsens nur hinterfragen, indem man sich auf etablierte wissenschaftliche Methoden und Hintergrundtheorien stützt. Es reicht also nicht aus, auf die Tatsache zu verweisen, dass es zu jeder wissenschaftlichen Theorie irgendjemanden gibt, der sie bestreitet. Es kommt darauf an, ob die Theorie mit guten Gründen bestritten wird. Aber das kann man ohne fachwissenschaftlichen Sachverstand gar nicht beurteilen. Die nicht leicht zu akzeptierende, aber notwendige Konsequenz daraus lautet, dass man auch als aufgeklärter Selbstdenker häufig gezwungen ist, denen zu vertrauen, die sich bei einem Thema besser auskennen als man selbst.

Sandra Vogel: Nach Ihrer jahrelangen Beschäftigung mit Kant: Gibt es auch eine Forderung, eine These von ihm, die Sie persönlich für absurd halten?

Marcus Willaschek: Kant war ein bahnbrechender Philosoph, aber nicht unfehlbar. Viele seiner konkreten Thesen und Theorien haben sich als unhaltbar erwiesen, manche erscheinen uns aus heutiger Sicht absurd, so etwa einige seiner Aussagen über Frauen und Menschen nicht-weißer Hautfarbe. Dass wir es heute besser wissen, sollten wir als Bestätigung des Glaubens der Aufklärung an den menschlichen Fortschritt sehen!

Sandra Vogel: Vielen Dank für das Gespräch.

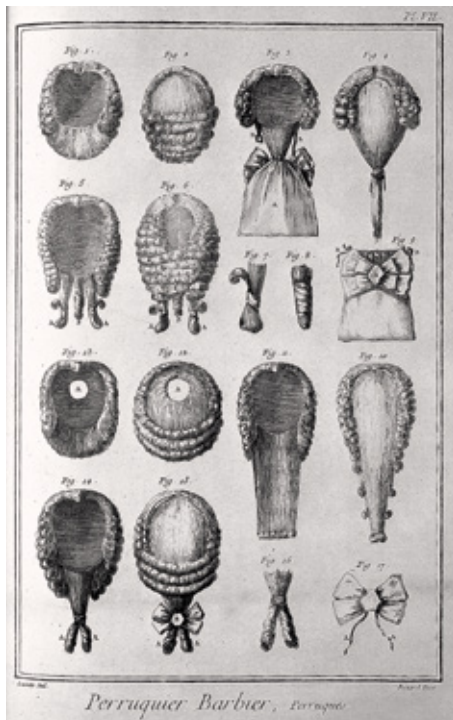
Prof. Dr. Marcus Willaschek ist seit 2003 Professor für Philosophie der Neuzeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und seit 2016 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW). Er ist Sprecher des Jahresthemas 2023/24 „Projekt: Aufklärung!“ sowie u. a. Mitherausgeber des dreibändigen Kant-Lexikons (De Gruyter 2015), Vorsitzender der Kant-Kommission der BBAW und gemeinsam mit Volker Gerhardt verantwortlich für die Neuedition der Werke Kants im Rahmen der sog. „Akademieausgabe“. Neben seiner Beschäftigung mit Kant arbeitet er zurzeit an einem Projekt über den Zusammenhang von Zeit, Subjektivität und Tod.

Sandra Vogel ist Redakteurin für Print und Online an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

REVOLUTION AUF DEN KÖPFEN

Zu Friedrich Nicolais „Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten“ aus dem historischen Bestand der Akademiebibliothek

Von Marianne Seidig



1 Perücken. Kupferstich aus: Denis Diderot / Jean Baptiste le Rond d'Alembert, „Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, 1762.

Quelle: Wellcome Library, London
Wellcome Images

2 Utensilien zur Herstellung, Auffrischung und Umarbeitung von Perücken. Kupferstich von R. Bénard nach J. R. Lucotte, aus: Denis Diderot / Jean Baptiste le Rond d'Alembert, „Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“, 1762.

Quelle: Wellcome Library, London
Wellcome Images



Anlässlich des Kant-Jubiläums im kommenden Jahr bietet sich die Gelegenheit, mit der Aufklärung eine Epoche in den Blick zu nehmen, die der Vernunftorientierung des menschlichen Denkens eine geradezu umwälzende Wirkmacht zuerkannte. Betrachtet man die Portraits ihrer Prota-

gonisten, ist gleichwohl auffällig, dass im 18. Jahrhundert nicht nur eine Revolution in den Köpfen stattfand, sondern auch eine Revolution *auf* den Köpfen. Denn im Laufe des 18. Jahrhunderts trug jeder, der etwas auf sich hielt, eine mehr oder minder üppige Menge falscher Haare – egal ob Philosoph, Staatsminister oder Edelknabe. Perücken lagen schwer im Trend. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich dies: An die Stelle aufwändig hergestellter Kunsthaarbedeckungen rückten nun zunehmend echte, kurze Haare. Der alte Zopf ward abgeschnitten.

Einer naheliegenden Hypothese nach lässt sich dieser Wandel auf die zeitgenössische Kritik tradierter Machtverhältnisse zurückführen. Als Accessoire von Monarchie, Aristokratie und Klerus stand die Perücke schließlich im Zeichen einer – im besten Fall – fragwürdigen Autorität. Kaum verwunderlich, dass diese Insignie überkommener Werte der Konjunktur aufklärerischer Ideale zum Opfer fiel. Schaut man genauer hin, bleiben allerdings Fragen offen. Denn auch die authentische Sturmfrisur der französischen Revolutionäre schien zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht positiv konnotiert: Eine zeitgenössische Stimme bemerkte in diesem Sinne, „daß die Jakobiner zuerst die friedlichen Perrücken wegwarfen und unverschämterweise [...] mit abgeschnittenen emporstrebenden Haaren erschienen, worauf denn freilich auch die Religion und

die Monarchie umgestürzt wurden.“ Wie aber ließ sich die wachsende Unbeliebtheit künstlicher Haare erklären, wenn zur gleichen Zeit auch die ‚Echthaarfrisur‘ in Verruf geriet? Zu welcher Zeit, an welchen Orten und in welchen Kontexten wurden falsche Haare noch getragen?

Der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai ging solchen und weiteren Fragen in einer Schrift zum „Gebrauch der falschen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten“ nach – wohl wissend, dass sein geringfügiger Untersuchungsgegenstand zunächst den Anschein erwecken konnte, dem „Genius der Zeit“ nicht angemessen zu sein. Bereits in der Einleitung seines 1801 publizierten Werks gibt er jedoch zu bedenken, dass eine Geschichte der Vortäuschung falscher Haarprachtigkeiten auch über größere historische Zusammenhänge Auskunft zu geben vermöge – und zwar mehr, als man zunächst vermuten könnte. Die Grundlage seiner Ausführungen bilden dementsprechend nicht nur Bildnisse von Gelehrten „und andern merkwürdigen Personen aus allen Zeitaltern“, die Nicolai über viele Jahre sammelte, sondern auch „Bruchstücke von Nachrichten zur Geschichte der Sitten“, die er vor der Folie historisch-politischer Ereignisse in Chronologie bringt. Was sich dabei abzeichnet, ist, dass das Schicksal der Perücke aus der Perspektive eines aufgeklärten Berliner Beobachters sehr viel mehr ist als ein modisches Phänomen. Es ist mit weitreichenden historischen, politischen und auch philosophischen Entwicklungen verknüpft – für Nicolai kann die Perücke gar für ein „Sinnbild[] philosophischer Systeme“ gehalten werden.

Die Akademiebibliothek bewahrt die mit der Sammlung seiner Bildnisse illustrierte Schrift Nicolais unter der Signatur Ni 10222 auf. Interessierte sind herzlich eingeladen, sie innerhalb der Öffnungszeiten der Bibliothek einzusehen.

Dr. Marianne Seidig ist seit November 2020 Leiterin der Akademiebibliothek der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

„NEUGIERDE UND NÜCHTERNHEIT“

Über Teamgeist, gutes Wissenschaftsmanagement
und die Position der Akademie in der Berliner Forschungslandschaft

**Sandra Vogel im Gespräch mit
dem neuen Direktor Jörg Brauns**



Aus vielerlei Gründen funktioniert eben dieses „von oben Führen“ – der einsame Gestalter, der etwas am Reißbrett völlig neu entwirft und alle müssen folgen –, glaube ich, nicht mehr.



Sandra Vogel: Herr Brauns, wann und warum haben Sie sich für einen Berufsweg im Wissenschaftsmanagement entschieden?

Jörg Brauns: Das war eher ein schrittweiser Prozess als eine einmalige Entscheidung. Ich habe Architektur studiert, dann auch als Architekt gearbeitet und bin anschließend für diverse Ausstellungsprojekte an die Universität zurückgekehrt. Und bin dann dort über die Hochschulkommunikation schrittweise im Wissenschaftsmanagement gelandet. Irgendwann habe ich gemerkt, dass ich mich von meinem eigentlichen Studium so weit entfernt habe, dass ich an einem neuen Ufer angekommen bin.

Sandra Vogel: Gibt es eine bestimmte Wahrnehmung vom Wissenschaftsmanagement, der Sie immer wieder begegnen, die nichts mit der Realität zu tun hat?

Jörg Brauns: Sie meinen falsche Erwartungen?

Sandra Vogel: Ja.

Jörg Brauns: Einen Wandel sehe ich seit den Neunzigerjahren. Damals war das Wissenschaftsmanagement in ganz Deutschland stärker dadurch geprägt, dass vieles *top-down* organisiert wurde. Es gab viel zusätzliches Geld, es gab viele Veränderungen, die teilweise auch durch die Politik angeschoben wurden, vor allem in den Neuen Ländern. Dazu gab es eine Reihe von starken Akteuren in der Wissenschaftspolitik, die teilweise wirklich *top-down* gestalten konnten. Aus vielerlei Gründen funktioniert eben dieses „von oben Führen“ – der einsame Gestalter, der etwas am Reißbrett völlig neu entwirft und alle müssen folgen –, glaube ich, nicht mehr.

Sandra Vogel: Jetzt wird sozusagen viel mehr *bottom-up* hochgetragen, zum Beispiel, wo der Bedarf liegen könnte?

Jörg Brauns: Das ist jetzt eher ein Austauschprozess zwischen Leitungen und den Mitgliedern der Institutionen. Ideen entstehen auch an der Basis durch die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich dann auf die Suche nach Formaten begeben, um sie zu verwirklichen. Natürlich gibt es auch ein politisches Angebot an Förderformaten. Das ist ein laufender Aushandlungsprozess, diese Programme an die Bedürfnisse der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler anzupassen. Aber es gab auch schon Situationen, in denen etwa der Wissenschaftsrat neue Formate vorgeschlagen hatte, die dann aber keine Resonanz in der Community fanden und die deshalb auch nicht eingeführt wurden.

Sandra Vogel: Wenn Sie zurückblicken, welche würden Sie als Ihre bislang wichtigste Erfahrung beschreiben? Also eine Erfahrung, die Sie in Ihrer beruflichen und persönlichen Entwicklung geprägt hat?

Jörg Brauns: Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es oft nicht darauf ankommt, unbedingt eine sehr elaborierte Strategie zu haben. Manchmal wird sehr viel Zeit darin investiert, ausgefeilte Leitbilder und Strategien zu entwerfen und dazu lange Texte zu schreiben. Aber ich glaube, erfolgreiche Institutionen zeichnen sich nicht unbedingt dadurch aus, dass sie eine ausgefeilte Strategie haben, sondern dass sie ihren Mitgliedern die Ressourcen zur Verfügung stellen, die sie für ihre Arbeit brauchen. Ressourcen verstehe ich dabei im umfassenden Sinn. Das können attraktive Gebäude oder intuitiv nutzbare digitale Werkzeuge sein. Aber das können auch die richtigen Kommunikationsformate sein, die aktiv organisiert werden, um zu gewährleisten, dass sich die richtigen Leute häufig genug sehen. Diese berühmten spontanen Treffen am Kopierer, die für Innovationen sorgen, finden ja heute im Zuge der Digitalisierung immer weniger statt.

Sandra Vogel: Sie werden jetzt an der BBAW die Verwaltungs- und Wissenschaftsdirektorate leiten. Auf welche neuen Aufgaben freuen Sie sich am meisten?

Jörg Brauns: Ich freue mich auf die spannende Aufgabe, diese beiden Bereiche, die bislang getrennt waren, stärker zu integrieren und dafür zu sorgen, dass die Mitglieder und Mitarbeiterinnen in ihren Aktivitäten, Projekten

und bei Ihrer Tätigkeit optimal unterstützt werden. Dabei versuche ich darauf zu achten, dass nichts nebeneinander läuft, sondern dass möglichst vieles ineinandergreift, sodass große Langzeitvorhaben vielleicht auch von kleinen, aktuellen Projekten profitieren und umgedreht. Ich möchte helfen, diese Prozesse so zu organisieren, dass ein möglichst hohes Maß an Kommunikation da ist, ohne die Leute damit zu belasten und zu überfrachten.



Erfolgreiche Institutionen zeichnen sich nicht unbedingt dadurch aus, dass sie eine ausgefeilte Strategie haben, sondern dass sie ihren Mitgliedern die Ressourcen zur Verfügung stellen, die sie für ihre Arbeit brauchen.

Bestimmte Aufgaben im Wissenschaftssystem können an den Akademien besser wahrgenommen werden als an allen anderen Einrichtungen.

Sandra Vogel: Antizipieren Sie – gewissermaßen die gespiegelte Frage – auch besondere Herausforderungen, was Ihre Arbeit hier anbelangt?

Jörg Brauns: Die Position der Akademie in der Wissenschaftslandschaft zu sichern und zu festigen, das ist eine große Herausforderung und eine Aufgabe für die gesamte Akademie. Denn es gibt mittlerweile sehr viele konkurrierende Akteure. Nicht nur die anderen Akademien, mit denen wir ja auch oft kooperieren, sondern es gibt sehr viele Forschungsfragen, die auch in anderen Institutionen, an Universitäten, in Sonderforschungsbereichen oder diversen anderen Strukturen erfolgreich bearbeitet werden. Wir haben in Deutschland zudem eine sehr elaborierte außeruniversitäre Wissenschaftslandschaft, mit den Max-Planck-Instituten, mit den Leibniz-Instituten, die teilweise auch ähnliche Aufgaben wie die Akademien übernehmen oder übernehmen können. Dafür zu sorgen, dass die Akademie in diesem vielstimmigen „Konzert“ weiter eine wichtige Rolle spielt, ist eine große Herausforderung. Was die Akademie im Moment stark macht, ist eine Vielfalt von Langzeitvorhaben, Drittmittelprojekten und den Interdisziplinären Arbeitsgruppen zur Gesellschafts- und Politikberatung. Wenn diese Vielfalt eingeschränkt würde, wäre das ein großes Problem. Ich finde es wichtig, hier der Politik selbstbewusst ein Angebot zu machen und zu sagen: Bestimmte Aufgaben im Wissenschaftssystem können an den Akademien besser wahrgenommen werden als an allen anderen Einrichtungen, und Bund und Länder brauchen für bestimmte Themen gar keine zusätzlichen Institute zu gründen.

Sandra Vogel: Wenn Sie das vergleichen mit Ihren Erfahrungen an Universitäten, würden Sie dann sagen, dass Wissenschaftsakademien hier einen Vorteil durch mehr Kapazitäten haben, weil die Lehre nicht so stark betont wird?

Jörg Brauns: Die Akademien sind angesichts mancher Herausforderungen vielleicht beweglicher und stärker in

der Lage, das eigene Profil auch ein Stück weit zu verändern und anzupassen, um neue Aufgaben zu übernehmen. Da agieren Hochschulen durch den Lehrbetrieb, um ein maritimes Bild zu gebrauchen, oft eher wie große Tanker, die nur sehr schwer manövrieren können und sehr langfristig auf einen Kurs festgelegt sind. Wenn eine Universität einmal ein Studienangebot eingerichtet und Strukturen aufgebaut hat, übernimmt sie eine Ausbildungsverpflichtung, sodass dieser Studiengang, selbst wenn gar nicht mehr neu immatrikuliert wird, noch über Jahre weiterlaufen muss. Dadurch ist der Hochschulbereich an manchen Stellen weniger agil.

Sandra Vogel: Gibt es bestimmte Kennzahlen oder Charakteristika, an denen man eine gute Wissenschaftsverwaltung erkennt?

Jörg Brauns: Eine gute Wissenschaftsverwaltung sollte immer Freiräume sichern und schaffen für die Arbeit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Das ist selbstverständlich. Sie darf sich auch nicht vordrängen, sondern muss ein Stück weit im Hintergrund bleiben und dafür sorgen, dass bestimmte Prozesse schlicht funktionieren. Zugleich muss die Administration umgedreht auch manchmal für Verständnis werben, dass bestimmte Freiräume nicht geschaffen werden können, dass Ressourcen knapp sind und es rechtliche Restriktionen gibt.

Sandra Vogel: Ich würde gern mit Ihnen noch eine Frage konkret zur BBAW besprechen: Und zwar hat sich die Akademie der aktiven Frauenförderung und der Gleich-

stellung der Geschlechter verschrieben. Insbesondere in den Gremien und Kommissionen der Akademie sehen wir noch immer eine deutliche Mehrheit von Männern, ebenso wie in den wissenschaftlichen Leitungspositionen. Um dieser Tendenz entgegenzutreten, hat sich die Akademie 2021 einem aktualisierten Frauenförderplan verpflichtet. Planen Sie darüber hinaus weitere Maßnahmen zur Förderung der Geschlechtergerechtigkeit in der BBAW?

Ich neige dazu, nicht auf die perfekte Lösung zu warten, sondern einfach auch mal loszulegen.

Jörg Brauns: Zum einen muss man nüchtern konstatieren, dass die Akademie, was die Mitgliedschaft angeht, letztlich ein Spiegelbild der deutschen Wissenschaftslandschaft ist. In vielen Disziplinen gibt es schlicht zu wenige Frauen in den entsprechenden Positionen. Und wenn zu wenig Professuren mit Frauen besetzt sind, dann spiegelt sich das natürlich auch in der Zusammensetzung der Klassen wider. Insofern kann die Akademie das, was im deutschen Wissenschaftssystem an den Universitäten noch nicht funktioniert, nur zum Teil kompensieren. Zum anderen ist der neue Frauenförderplan vor kurzem in Kraft getreten, den muss man jetzt auch erst mal umsetzen. Da gibt es genug zu tun. Ich kann mir vorstellen, dass wir dabei mit benachbarten Institutionen zusammenarbeiten, die teilweise ein ähnliches Profil haben. Es ist ja manchmal schwierig, an einer relativ kleinen Einrichtung, die nicht so groß ist wie etwa die Humboldt-Universität, bestimmte Angebote zu machen. Daher sollten wir mit Partnern

wie dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung oder anderen Leibniz-Instituten in Berlin und Brandenburg zusammenarbeiten, um etwas zu bewirken. Ich könnte mir zum Beispiel auch vorstellen, weil ich selber mal in so einem Programm aktiv war, Mentoring anzubieten. Es könnte also für Nachwuchswissenschaftlerinnen Angebote geben, von einem Mentor oder einer Mentorin unterstützt zu werden – parallel zu klassischen Fortbildungsangeboten. Damit würde die Akademie eine sehr individuelle Unterstützung und Förderung bieten, um Nachwuchswissenschaftlerinnen Kontakte zu eröffnen und ihnen Netzwerke an anderen Institutionen und in der wissenschaftlichen Community zu erschließen.

Sandra Vogel: Ja, ich denke auch, dass das hilfreich sein kann. Sie konnten sich ja auch schon etwas vertraut machen mit den regulären Veranstaltungen, die die BBAW durchführt. Gibt es darunter ein bestimmtes Veranstaltungsformat, das es Ihnen besonders angetan hat?

Jörg Brauns: Ich war im Mai beim Salon Sophie Charlotte, der hat mir sehr gut gefallen: Einerseits erhielt man einen Einblick in die Breite dessen, was an der Akademie geschieht, und andererseits waren auch Partnerinstitutionen präsent, mit denen man sich vertraut machen konnte. Genauso schön finde ich das Konzept des Mittagssalons – mal zu einer eher ungewöhnlichen Tageszeit Interessierte einzuladen und ein Mittagessen mit geistiger Nahrung zu verbinden.

Sandra Vogel: Apropos geistige Nahrung – welches Buch lesen Sie zurzeit?

Jörg Brauns: Weil ich nun nach Berlin gezogen bin, habe ich mir vorgenommen, mich ein bisschen stärker mit der Berliner Geschichte zu beschäftigen. Ich lese gerade von Jens Bisky „Berlin. Biografie einer großen Stadt“, ein sehr materialreiches und umfassendes Buch, an dem ich sicherlich noch eine Weile mit Vergnügen lesen werde.



Sandra Vogel: Und gibt es darüber hinaus noch ein Sachbuch oder einen bestimmten Roman, den Sie jeder Person ans Herz legen wollen würden?

Jörg Brauns: Es gibt nicht nur *ein* Buch. Ich lese sehr gerne auch Belletristik. Vor allem zeitgenössische Romane, zum Beispiel aus England oder den USA, etwa von Zadie Smith, weil sie einfach noch mal eine andere Perspektive eröffnen, ohne völlig fremd zu sein. Aber für ein Buch kann ich dann doch werben: Ich habe im Winter von Akademiemitglied Christoph Möllers das Buch „Freiheitsgrade“ gelesen. Jedem, der an Politik interessiert ist, kann ich dieses Buch sehr empfehlen.

Sandra Vogel: Haben Sie ein bestimmtes Motto, das Sie sich im Alltag gerne vor Augen halten?

Jörg Brauns: Ich neige dazu, nicht auf die perfekte Lösung zu warten, sondern einfach auch mal loszulegen, zu akzeptieren, dass manches am Anfang vielleicht ein bisschen ruckelt, ein bisschen fehlerhaft ist und nicht ganz perfekt. Wenn man hier in Preußen ist, kann man vielleicht die Fontane'sche Fassung davon zitieren: „Wer aufhört, Fehler zu machen, lernt nichts mehr dazu.“ Das ist eigentlich ein schönes Motto, auch für eine Akademie.

Sandra Vogel: Das stimmt. Ich habe noch eine kleine Abschlussrunde vorbereitet, ganz kurz und knapp: Welche Eigenschaften sollte man für eine gute Wissenschaftsleitung mitbringen?

Jörg Brauns: Neugierde und Nüchternheit.

Sandra Vogel: Und wovon bräuchten wir Ihrer Meinung nach mehr im Wissenschaftsbetrieb?

Jörg Brauns: Ganz offen gesagt: Manchmal mehr Teamgeist. Gelegentlich überwiegen die Konkurrenz oder das Betonen von Distinktion. Wettbewerb und Profilierung sind wichtig, keine Frage. Aber wir müssen auch immer wieder schauen: Was verbindet uns in den Institutionen, in der Wissenschaft? Erfolg stellt sich letzten Endes eher ein, wenn ein starkes Team agiert.

Dr. Jörg Brauns war von 2018 bis 2022 Kanzler der Universität Erfurt. Seit Juli 2022 leitet er als Direktor die Verwaltung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

1 Dressels Klassifikation
der römischen Amphore.

Quelle: CIL XV 2,1 Tab. II.



2 Gelatinefolie zu CIL XV 3653. Eingeritzt wurde die
Aufschrift auf einer südspanischen Ölamphore.
Es steht hier im Genitiv der Name des Waren-
transporteurs A(uli) Cosconi Aviti. Die Zeichnung
wurde in der CIL-Edition nicht gedruckt.

Foto: Die Kulturgutscanner / MIK-Center GmbH



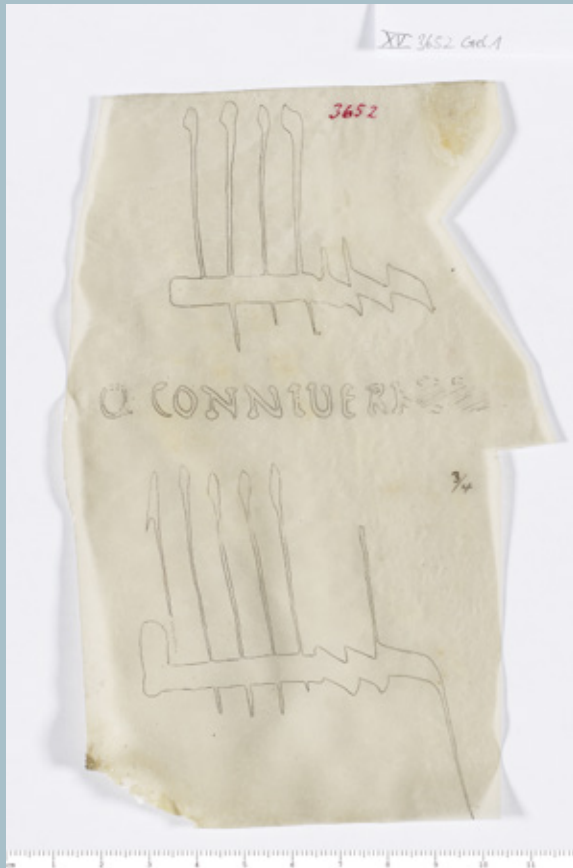
GELATINE ALS ZUTAT EINER GELUNGENEN CIL-EDITION

Von Ulrike Ehmig

Stellvertretend für die BBAW war das Akademienvorhaben „Corpus Inscriptionum Latinarum“ (CIL) im Februar 2021 mit einem Antrag im Förderprogramm von Digitalisierungsprojekten im Rahmen von NEUSTART KULTUR der Deutschen Digitalen Bibliothek (DDB) erfolgreich. Die gestellte Anforderung, möglichst „Highlights“ einer Sammlung aufzubereiten, konnte problemlos erfüllt werden, denn: Wer hat schon Gelatine im Archiv?

In den 1870er Jahren erhielt Heinrich Dressel den Auftrag, die epigraphischen Merkmale, Stempel, Ritzungen und Aufschriften, antiker Alltagsgegenstände aus der Stadt Rom für das CIL zu bearbeiten. Er befasste sich hierbei unter anderem mit römischen Bleirohren, Ziegeln oder Lampen. Einen Schwerpunkt aber legte Dressel auf die Amphoren. In diese universalen Behälter füllte man in der Antike Lebensmittel wie Olivenöl, Wein, aus Fisch gewonnene Würzsaucen oder eingelegte Früchte, um sie auf dem Seeweg zu transportieren. Hatte sich bis zu dieser

Zeit niemand systematisch mit den unterschiedlichen Formen, Aufschriften und Inhalten der Amphoren auseinandergesetzt, leistete Dressel jetzt Pionierarbeit. Sie war so grundlegend, dass sie bis heute Bestand hat: Mit der Lesung der Aufschriften, der sog. *tituli picti*, identifizierte er zum einen das reiche Spektrum der Produkte, die in den Behältern nach Rom gelangten. Zum anderen gelang es ihm, die Amphoren typologisch zu unterscheiden. Dressel erkannte, dass die verschiedenen Formen zu bestimmten Zeiten typisch für spezielle Herkunftsgebiete waren und zugleich produktspezifisch benutzt wurden (Abb. 1): Die Form Dressel 1 bezeichnet die älteste Weinamphore aus Italien. Mit den Typen 2 bis 6 schließen weitere Weinbehälter aus Italien und dem ostmediterranen Raum an. Sie datieren in die Jahrzehnte vor und nach der Zeitenwende. Mit den Formen 7 bis 18 folgen ebenfalls frühkaiserzeitliche Amphoren für Würzsaucen aus Fisch. In denselben Zeithorizont gehören mit den Formen 19 und 20 die südspanischen Ölamphoren. Die Typen 21 und 22 dienten



- 3 Gelatinefolie zu CIL XV 3652. Die Ritzlinien, mit denen Dressel die Aufschrift dokumentierte, wurde für den Druckprozess schwarz eingefärbt. Auf der Amphore waren ihr Leergewicht, der Name des Transporteurs und das Nettogewicht des abgefüllten Öls verzeichnet.

Foto: Die Kulturgutscanner / MIK-Center GmbH

- 4 Klischee zu CIL XV 4241. Der sog. Zinkograph diente zum Druck der Aufschrift auf einer südspanischen Ölamphore. Die Zinkplatte ist mit Nägeln auf dem Aufblockholz befestigt. Sie zeigen durch Feuchtigkeit verursachten Weißrost. Etwa in der Mitte der Platte steht in Rot „B 2“ zur näheren Bezeichnung des Fundortes der Amphore.

Foto: Die Kulturgutscanner / MIK-Center GmbH



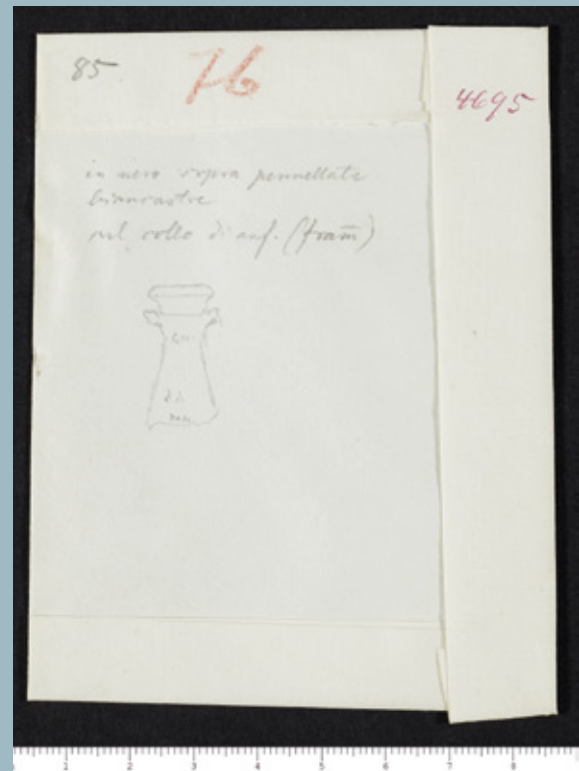
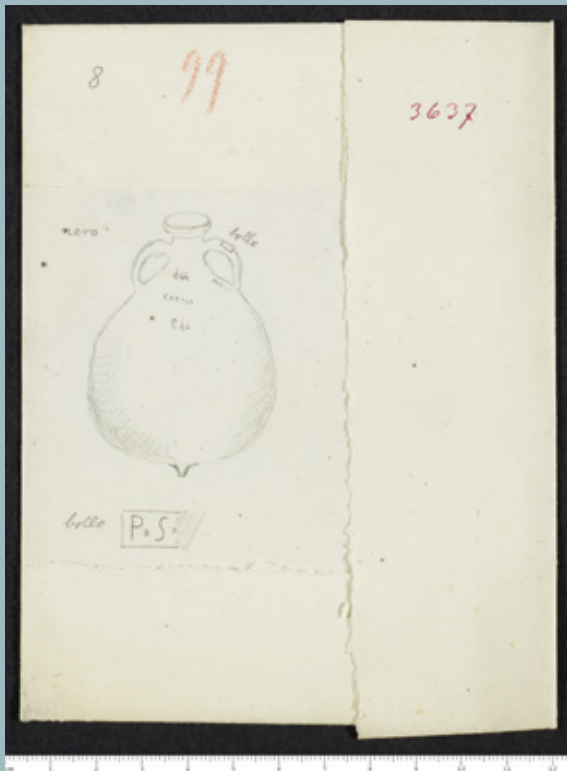
als Behälter für Früchte verschiedener Art. In Dressels Typologie folgen Einzelformen mit Aufschriften, einige spätantike Amphoren mit *tituli picti* und schließlich griechisch beschriftete Stücke.

Dressel war außer in inhaltlicher auch in methodischer Hinsicht innovativ. Das zeigen seine Beschreibungen und die im Archiv des CIL vorliegende Dokumentation seiner Arbeiten: Papier erwies sich als ungeeignet für die Abzeichnung der *tituli picti*. Stattdessen, so schreibt er, benutzte er Gelatine. Gelatinefolie war in den 1870er Jahren ein erst seit wenigen Jahren in Serie produziertes Fabrikat. Natürlich wurde sie nicht für die Dokumentation lateinischer Inschriften gefertigt, sondern diente hauptsächlich der Lebensmittelverpackung. Dressel aber erkannte ihre für seine Zwecke optimalen Eigenschaften: Die Gelatinefolie passte sich flexibel der runden Oberfläche der Amphoren an, war durchsichtig und dick genug, so dass die Umrisse der Aufschriften mit einem spitzen Werkzeug eingeritzt werden konnten (Abb. 2). Im Archiv des CIL befinden sich über 800 solche Folienstücke mit durchgezeichneten Amphoren-Aufschriften. Im Vergleich mit der 1899 erfolgten Edition im Band CIL XV 2,1 wird deutlich, dass bei weitem nicht alle Zeichnungen gedruckt wurden. Nur jene Ritzungen, die mit einem Pigment schwarz eingefärbt sind (Abb. 3), finden sich abgedruckt. Dressel ließ diese Vorlagen mittels Fotografie – auch diese war erst seit kurzem in breiter Anwendung etabliert – gespiegelt auf eine chemisch präparierte Zinkplatte übertragen. Mit verdünnter Salpetersäure wurden die Partien, die nicht im Druck erscheinen sollten, abgeätzt. Die Fertigung dieser Druckplatten, der Klischees (Abb. 4), übernahm die Reichsdruckerei in Berlin. In Umschlägen, die ihren Stempel tragen, kamen die Gelatinefolien an das CIL zurück, um archiviert zu werden.

Die Dokumentation, die aus Dressels Bearbeitung und Edition der Aufschriften auf den Amphoren aus Rom erwachsen ist, weist weitere Besonderheiten auf. Aus Papierbögen gefaltete Umschläge (Abb. 5) sind typisch

für Dressels Arbeit an den Funden aus den republikanischen Befestigungsgräben nahe dem Prätorianerlager, die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. aufgefüllt worden waren. Hierzu waren in großem Umfang leere und so zu Abfall gewordene Amphoren verwendet worden. Bei den Ausgrabungen im Jahr 1878 entdeckte man bei über 160 Exemplaren Aufschriften, die Dressel direkt vor Ort sichtete und dokumentierte. Die Gelatinefolien mit den Durchzeichnungen legte er in den Papierumschlägen ab. Auf der Vorderseite der Umschläge machte er zudem zahlreiche Notizen und Zeichnungen der Amphoren. Regelmäßig findet man rechts die CIL-Nummer, ferner eine interne Zählung Dressels der *tituli picti* und, immer von anderer Hand in Rot, einen Verweis auf die Erstedition. Die Zeichnungen kommentierte Dressel, als Sohn einer Italienerin und eines Deutschen in Rom geboren und aufgewachsen, üblicherweise auf Italienisch. Die Skizzen sind in einem Maße prägnant, dass deutlich wird, dass Dressel die Charakteristika der Transportbehälter bereits 20 Jahre, bevor der CIL-Band mit der viel zitierten, bis heute gültigen Typentafel erschien (vgl. Abb. 1), vollständig durchdrungen hatte. Die Skizzen geben ferner einen Eindruck von der Erhaltung der Amphoren. Ferner hielt Dressel auch zusätzliche Stempel oder Ritzungen auf den Gefäßen in Zeichnung fest. Für die Stempel sind dies die einzigen individuellen Darstellungen, da sie in der Edition des CIL zu Typen zusammengefasst schlicht in Großbuchstaben wiedergegeben wurden.

Besonders aufschlussreich sind auch die Scheden, die Dressel anfertigte (Abb. 6). Eine Schede bezeichnet das Blatt, das die Druckvorlage für eine im CIL edierte Inschrift darstellt. Im Idealfall stimmen die Schede und der gedruckte Eintrag exakt überein. Tatsächlich aber enthalten die Scheden zahlreiche Korrekturen, die Veränderungen bis unmittelbar vor dem Druck zeigen. Typisch für die Edition der Amphoren-Aufschriften ist die große Zahl von 550 Zeichnungen, die jeweils Teile der insgesamt knapp 1.900 *tituli picti* wiedergeben. Von den Klischees, mit



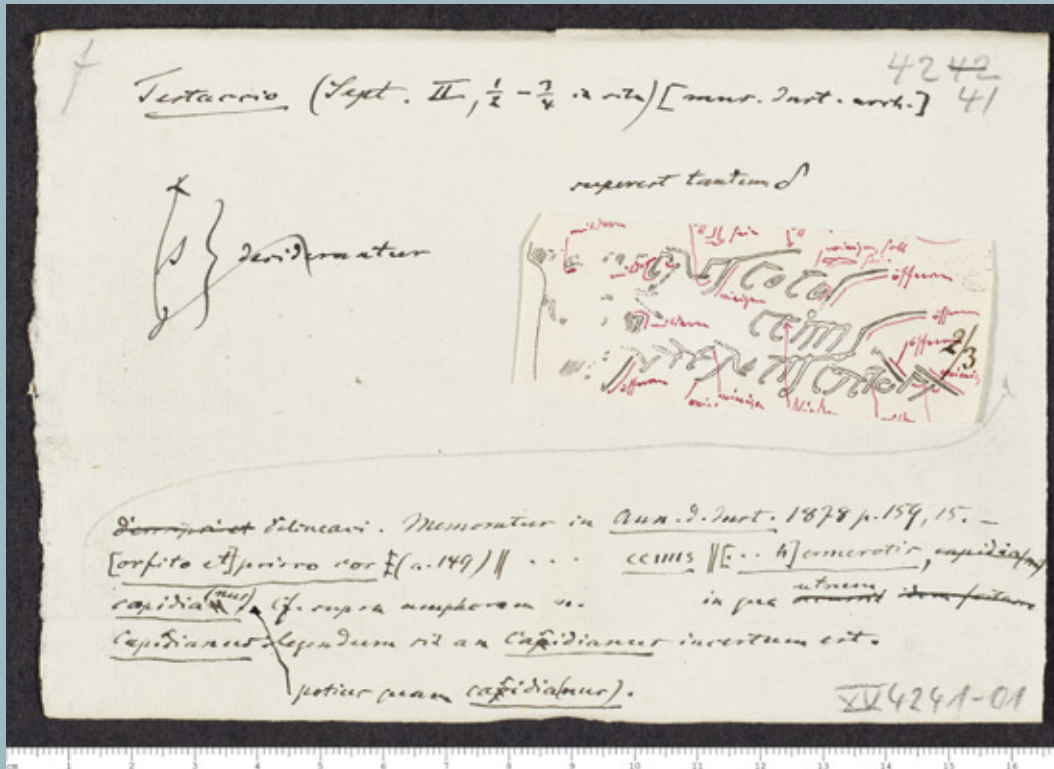
5 Aus Papierbögen gefaltete Umschläge zu Aufschriften auf zwei Amphoren, CIL XV 3637 und 4695.

Foto: Die Kulturgutscanner / MIK-Center GmbH

denen die Zeichnungen gedruckt wurden, sind die von Dressel korrigierten Erstabzüge auf den Scheden aufgeklebt worden. Entsprechendes ist bisher für keinen weiteren Inschriftenbestand im CIL-Archiv zu beobachten. Dressel hat die Abzüge minutiös im Vergleich mit seinen Zeichnungen auf den Gelatinefolien geprüft und zum Beispiel mit „reinigen“ angemerkt, wenn Striche nicht sauber begrenzt erscheinen, oder mit „öffnen“ kenntlich gemacht, dass Konturen zu eng zusammenstehen.

Die Archivalien, die im Zuge des DDB-geförderten Projekts erschlossen wurden, bilden Dressels Arbeiten an den Auf-

schriften auf den Amphoren aus Rom von der ersten Inaugenscheinnahme bis hin zur Drucklegung im CIL ab. Sie vermitteln einen Eindruck von Dauer und Akribie der Arbeitsschritte und zeichnen den kompletten Prozess der Wissensgenerierung am Beginn der systematischen epigraphischen und archäologischen Forschung im 19. Jahrhundert nach. Insbesondere aber legen sie offen, welche Informationen zwar gesammelt, im CIL jedoch nicht gedruckt wurden. Dies betrifft vor allem die materialen Eigenschaften der Schriftträger, die Erhaltung der Amphoren und die über ihre formale Identifizierung hinausgehenden Spezifika. Auch Beobachtungen zum Layout der *tituli picti*



6 Schede zu CIL XV 4241 mit zahlreichen Streichungen und Verbesserungen sowie aufgeklebtem, korrigiertem Klischee-Erstabzug.

Foto: Die Kulturgutscanner / MIK-Center GmbH

sowie zur Anordnung und individuellen Gestaltung weiterer inschriftlicher Kennzeichnungen mit Stempel oder Ritzung wurden für den Druck drastisch gekürzt. Alle diese Informationen sind in den Archivalien enthalten. Das CIL ist also auch dann bestens gerüstet, wenn die Forschung über den Text von Inschriften hinaus verstärkt nach ihren dinglichen Eigenschaften fragt.

PD Dr. Ulrike Ehmig leitet seit Sommer 2018 die Arbeitsstelle des „Corpus Inscriptionum Latinarum“ (CIL) der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Die im Rahmen des Projektes digitalisierten Archivalien werden über museum-digital tiefer erschlossen (<https://nat.museum-digital.de/institution/925>), ferner über die DDB (<https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/organization/BXTR5R6DRO3SWKNV7PSSO-7AM6G2ALDVJ>) sowie die Archivdatenbank des CIL (<https://cil.bbaw.de/ace/search?page=1>) zugänglich gemacht.

Für eine umfassendere Darstellung der Archivalien als Spiegel der Arbeiten von Heinrich Dressel im Rahmen des 1853 von Theodor Mommsen begründeten CIL vgl. Ulrike Ehmig, Heinrich Dressels Edition der Amphoren-Aufschriften aus Rom in CIL XV. Wie Wissen entsteht: von der Gelatine ins Buch (Auctarium 6), Berlin 2022.

DIGITALES WÖRTERBUCH AN DER SPITZE – AGILE TIEFEN IN TEAMARBEIT

INHALTE:

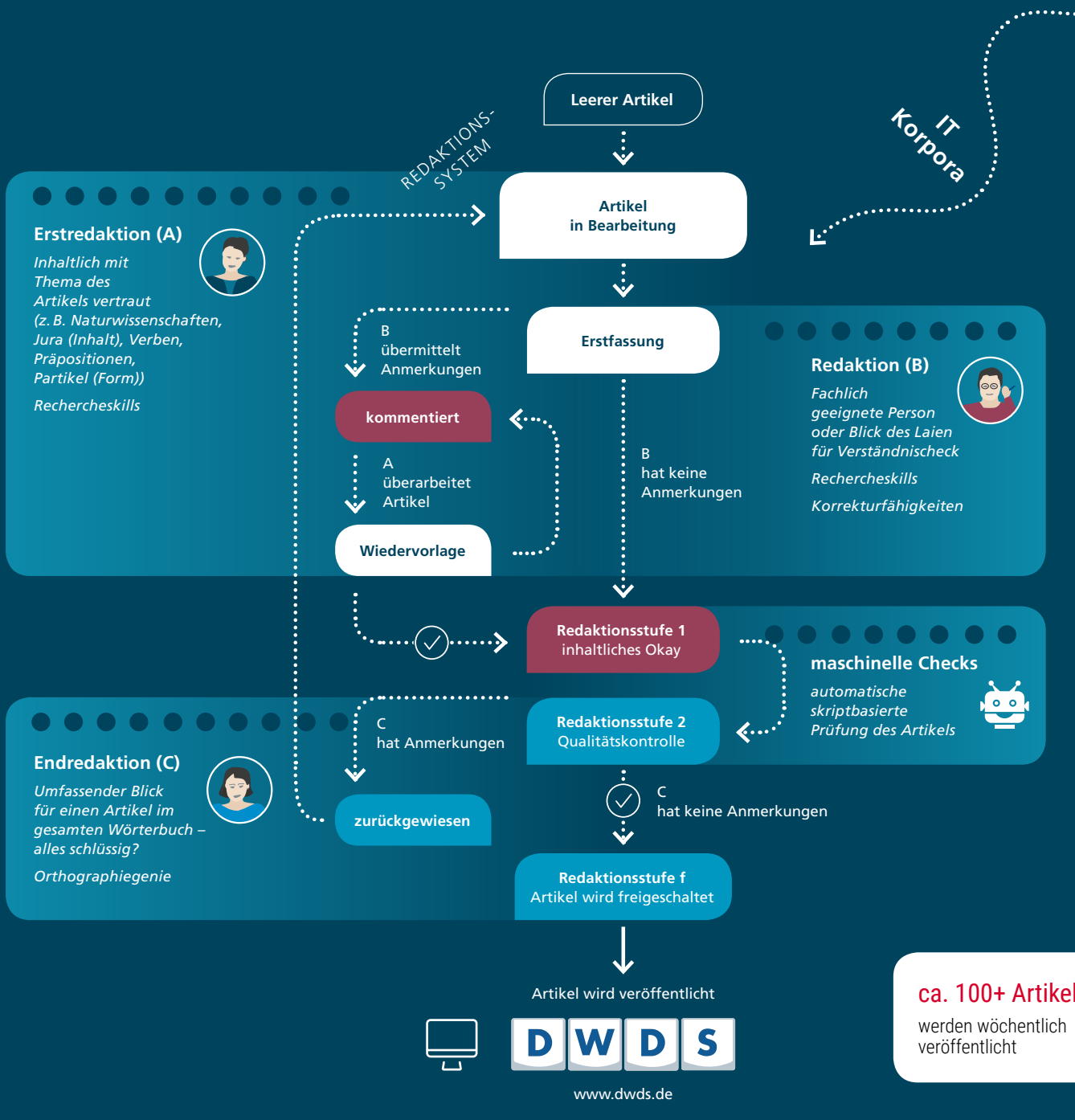
Alexander Geyken,
Mirella Kraska, Franziska Nojack,
Anja Pfeiffer (Idee Grafik)

Im Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache (ZDL) wird der deutsche Wortschatz in Gegenwart und Geschichte umfassend und wissenschaftlich verlässlich beschrieben. Dafür werden im Berliner Teilprojekt alle gegenwartssprachlichen Artikel online ins Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) gestellt – lexikalisches Wissen verknüpft mit authentischen Textbelegen. Die komplexe, aber effiziente Team-Arbeit geschieht größtenteils hinter den Kulissen bzw. unter der Oberfläche.

Wörterbuchartikel – nur die Spitze des Eisbergs



Von der leeren Seite zum fertigen Wörterbuchartikel





AKADEMISIERUNG DER KÜNSTE

Eine neue Initiative der BBAW

Von Dörte Schmidt, Jan Lazardzig, David Hagen und Thekla Neuß

Blick auf den neugebauten Komplex der Hochschule der Bildenden Künste und der Hochschule für Musik, im Vordergrund die Hardenbergstraße in Berlin.

Quelle: UdK-Archiv, 307 – 5, 2F, Foto (Repr.): Markus Hilbich, Berlin.

Die Künste sind heute vielerorts ein institutionell und disziplinär ausdifferenzierter Teil der transregional, transnational wie global verflochtenen akademischen Landschaft. Hochschulen und auch Universitäten bieten künstlerische Studiengänge wie Klavier, Malerei, Gesang oder Schauspiel an. Gleichzeitig verhandeln wissenschaftliche Disziplinen wie die Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, Theater- oder Literaturwissenschaft mit allen zur Verfügung stehenden Methoden die Fragen, was sie unter diesen Künsten jeweils verstehen und in welche Begründungszusammenhänge sie sich und die Künste stellen. Dabei war und ist weder das Verhältnis der Künste zur Akademisierung ihrer Bildungsstrukturen und zu ihrer wissenschaftlichen Thematisierung selbstverständlich, noch sind es die Bedingungen ihrer globalen Verbreitung. Die damit verbundenen historischen Prozesse haben materielle, institutionelle wie ideelle Spuren hinterlassen, mit denen wir auch heute noch umgehen. So durchwandert man etwa bei einem Gang über den nun sogenannten Campus Charlottenburg mit den alten Gebäuden der Kunst-, Musik- und Technischen Hochschule eine institutionelle Topographie, die unübersehbar das repräsentative Ergebnis staatlichen Planungshandelns gewesen ist: gebaute akademische Landschaft.

Akademisierung – historisch betrachtet

Der titelgebende Begriff der Akademisierung hat derzeit vor allem in bildungspolitischen Debatten Konjunktur: Aspekte einer zunehmenden Ausweitung und Ausdifferenzierung von Ausbildungsprogrammen an Universitäten und Hochschulen sind unter dem absichtsvoll provokativen Etikett des „Akademisierungswahns“ (Julian Nida-Rümelin) problematisiert und diskutiert worden. Auch das Verhältnis von Wissenschaften und Künsten wird in diesem Kontext diskutiert. Akademisierungsprozesse sind allerdings nicht nur ein aktuelles Phänomen, sondern gehören als Teil grundlegender Transformationen des Bildungs- und Ausbildungswesens, wie der Wissenschaftshistoriker Mitchell G. Ash pointiert zu bedenken gibt, „zum Kern der Geschichte der Modernität überhaupt“ – ein Umstand,

der für die Entwicklung der technischen Berufe bereits umfänglich beschrieben worden ist. Betrachtet man diese Vorgänge in ihren historischen Kontexten, wird deutlich, dass Akademisierungsprozessen häufig ein aushandlungsbedürftiges, oftmals konflikträchtiges Verhältnis von Wissen, Gesellschaft und Staat zugrunde lag, ging es dabei doch um nichts weniger als die Verschiebung institutioneller, aber auch epistemischer Kräfteverhältnisse sowie um die Aushandlung und Umsetzung staatlicher und gesellschaftlicher Bildungsinteressen.

Mit dem Begriff der Akademisierung werden also tiefgreifende Veränderungen angesprochen: von Wissensbeständen und -praktiken, vom Verständnis von Bildung und Ausbildung, von deren institutioneller Verortung, von der gesellschaftlichen und staatlichen Bewertung und Funktionalisierung der Künste sowie nicht zuletzt von den damit verbundenen Deutungsansprüchen. Der Begriff kann dementsprechend den Blick auf ein Feld eröffnen, auf dem andauernde Transformations-, Verortungs- und Aushandlungsprozesse von Wissen, Praktiken und Institutionen und die darin entstehenden wie versammelten Artefakte sichtbar werden. Akademisierung ist in diesem Verständnis weniger ein deskriptiver oder normativer Begriff als vielmehr zunächst ein Untersuchungsgegenstand, dessen konkrete Formen für die Entwicklung der akademischen Kunst-Lehre und der kunstbezogenen Wissenschaften erst im historischen Vergleich der verschiedenen Künste verständlich werden. Eine historisch informierte Perspektive auf die Akademisierung der Künste wird auch den Blick auf die unterschiedlichen Standpunkte in den aktuellen Debatten differenzieren und schärfen. Wie wichtig dies für ein Verständnis des Status quo und auch die Entwicklung von Handlungsoptionen heute sein kann, mag der Umstand zeigen, dass der Wissenschaftsrat in seinen Empfehlungen zur postgradualen Phase an Kunst- und Musikhochschulen von 2021 den historischen Bedingungen einen eigenen Abschnitt widmet.



Zeichnen nach der Natur:
Die Tierklasse von Georg Koch im
Innenhof der Berliner Hochschule
für Bildende Künste, 1915.

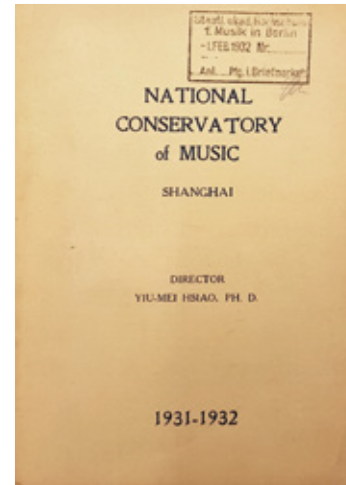
Quelle: UdK-Archiv, 307 – 3, 9F,
Foto (Repr.): Markus Hilbich, Berlin.

Preußen als Ausgangspunkt

Für eine Initiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW), die den historischen Bezug seit dem Staatsvertrag von 1992 als „vormals Preußische Akademie der Wissenschaften“ im Untertitel ihres Namens trägt, stellt Preußen als „Kulturstaat“ einen aus vielen Gründen naheliegenden Ausgangspunkt dar, der zu zahlreichen am Haus angesiedelten und im Zentrum Preußen – Berlin zusammengeschlossenen Forschungsvorhaben Verbindungen schafft. In Preußen waren die Künste Teil einer dynamischen, zivilgesellschaftlich wie staatlich vorangetriebenen Umorganisation der Bildungslandschaft. In deren Verlauf zeichneten sich durch das lange 19. Jahrhundert hindurch Konfliktlinien zwischen höfischem, staatlichem wie bürgerlichem Repräsentationswillen und öffentlicher Bildungsinfrastruktur ab, die zur Konstitution geteilter und umkämpfter Räume führte. Ausgehend von den durch die Preußischen Reformen initiierten Kulturverwaltungsstrukturen, Bildungs- und Wissenschaftsambitionen etablierte sich hier ein zunehmend differenziertes System von Institutionen. Immer neue Hochschul- und Institutsgründungen sowie korrespondierende Sammlungsbestrebungen im Bereich der Bildenden Künste, der Musik und des Theaters, zahlreiche Impulsgeber:innen

und Akteur:innen haben den Prozess der Akademisierung, Professionalisierung und offiziellen Verankerung der Künste zwischen aufgeklärter Monarchie und Kaiserreich, Reformbewegungen, staatlicher Hegemonie und beginnender Demokratisierung mit konturiert: nicht nur in Berlin, sondern ebenso in Königsberg, Breslau, Halle, Magdeburg, Danzig, Kassel, Düsseldorf oder Köln, aber – und darüber wissen wir noch viel zu wenig – teilweise weit darüber hinaus.

So vielschichtig wie die hier angedeuteten Dimensionen der Akademisierung der Künste, so zahlreich sind die Fragen, die sich aus ihnen ergeben: Welche regionalen und lokalen Spezifika, welche transnationalen und gar internationalen Netzwerke lassen sich ausgehend von Preußen beobachten? Welche Ideen und Strukturen wurden dabei importiert und exportiert? Inwiefern lassen sich Akademisierungsprozesse als Aus- und Einschlussmechanismen beschreiben? Welche Formen, etwa des Nicht-Akademischen oder Außer-Akademischen, wurden ausgeschlossen und welche neuen Wissenshierarchien entstanden hierdurch? Welche Rollen spielten dabei die jeweiligen Akteur:innen – wie politische Instanzen, staatliche Behörden, Akademien, Hochschulen, bürgerliche Öffentlich-



keit, Berufsvertretungen und Genossenschaften, Verlage, Zeitungen und Zeitschriften, Museen, Konservatorien und bürgerliche Musikvereine, Kunst- und Künstler:innen-Vereine, aber auch einzelne Wissenschaftler:innen und Künstler:innen – und welche Interessen verfolgten sie?

Geschichte als Argument?

Die Initiative „Akademisierung der Künste“, die im Juli 2022 ihre Arbeit aufgenommen hat, reagiert also gleichermaßen auf eine aktuelle Debatte, wie sie ein historisch noch kaum erschlossenes Forschungsgebiet angeht. Die Eingliederung der Künste und der kunstbezogenen Wissenschaften in die akademische Welt war und ist so ambivalent wie aufschlussreich. Angesichts grundlegender Veränderungen im Verständnis von akademischer Bildung in den Spannungsfeldern zwischen Wissenschaft und Kunst, Theorie und Praxis, Autonomie und Anwendung etc. und deren jeweiligen politischen wie gesellschaftlichen Funktionen schafft die Initiative der BBAW ein interdisziplinäres Forum, das ausgehend von der spezifischen historischen Konstellation in Preußen historische Tiefendimensionen der Akademisierung der Künste in die Debatte bringt und aktuelle Entwicklungen auf diesem Gebiet reflektiert.

Über den Austausch von Jahresberichten mit Statistiken, Lehrplänen und freien Beiträgen standen viele künstlerische Bildungseinrichtungen aus aller Welt miteinander in Kontakt. Die Sammlung im Archiv der UdK zeigt die Reichweite dieser Netzwerke: hier die Jahresberichte des Istituto Musicale di Firenze (1863), der Academia Nacional de Musica in Bogotá (1896) sowie des National Conservatory of Music Shanghai (1931/32).

Quelle: UdK-Archiv, 1a – 23; 1a – 11; 1a – 75.

Prof. Dr. Dörte Schmidt lehrt als Professorin für Musikwissenschaft an der Universität der Künste Berlin. Sie ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Projektleiterin der Bernd Alois Zimmermann-Gesamtausgabe und Sprecherin der Initiative „Akademisierung der Künste“.

Prof. Dr. Jan Lazardzig ist Professor für Theaterwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Er ist Mitglied im Zentrum Preußen – Berlin sowie stellvertretender Sprecher der Initiative.

David Hagen ist Musikwissenschaftler, wissenschaftlicher Koordinator der Initiative und Lehrbeauftragter an der Universität der Künste Berlin.

Thekla Neuß ist Theaterwissenschaftlerin. Sie arbeitet als wissenschaftliche Koordinatorin der Initiative und als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft der Freien Universität Berlin.

„WIE VIELE WERTE
ÜBER DIE WELT,
ÜBER DAS LEBEN,
HABEN WIR ALLE NOCH
NICHT AUSREICHEND
GEHÖRT?“

„Das Humboldt Experiment“ beleuchtet die Aktualität von
Alexander von Humboldt und seinen Themen

Sandra Vogel im Gespräch mit Mirah Laline und Tobias Kraft



Sandra Vogel: Seit einiger Zeit erarbeitet ihr zusammen mehrere Veranstaltungen im Humboldt Forum unter dem Reihentitel „Das Humboldt Experiment“. Was verbindet du mit Alexander von Humboldt, Mirah?

Mirah Laline: Mich interessiert sehr, wie Alexander von Humboldts Werke aus der Perspektive von Lateinamerika gelesen werden. Oder was in der Kolonialzeit, als Alexander von Humboldt in Lateinamerika war, schon in der Wissenschaft Lateinamerikas erforscht worden war. Welche Wissenschaftler:innen aus Südamerika hatte es schon gegeben? Durch die Kolonialisierung wurde vieles aus unserer Geschichte, Kultur und unserem intellektuellen

Erbe ausgelöscht. Wie können wir dagegen ankämpfen? Zu viele Wissenschaftler:innen und Denker:innen aus den ehemals kolonialisierten Ländern hatten und haben bis heute zu wenig Anerkennung erfahren. Es gibt ein bestimmtes indigenes Wissen, über das noch nicht ausreichend gesprochen wurde. Wenn wir über die Begegnungen mit den indigenen Völkern sprechen, haben wir komplett unterschiedliche Sichtweisen. Wie viele Werte über die Welt, über das Leben, haben wir alle noch nicht ausreichend gehört? Und ich glaube, die Themen, die wir bearbeiten, bei denen wir jetzt Alexander von Humboldt als Ausgangspunkt haben, geben uns den Raum, diese unterschiedlichen Sichtweisen gegenüberzustellen.

Am ersten Abend von „Das Humboldt Experiment: Aufstieg zum Chimborazo“ traf am 17. März 2022 im Humboldt Forum der Medienkünstler Nelson Vergara von der Escuela de Artes Plásticas der Universidad Nacional de Colombia auf den Humboldt-Experten Tobias Kraft.

© Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss, Foto: Frank Sperling.



Sandra Vogel: Würdest du sagen, das ist ein großer Vorteil davon, dass ihr im „Humboldt Experiment“ Kunst und Wissenschaft zusammenbringt – dass man dadurch viel mehr Stimmen sprechen lassen kann?

Mirah Laline: Ich denke schon. Das gibt uns eine wirkliche Freiheit.

Tobias Kraft: Ja, absolut. Wir haben das historische Material, mit dem wir uns auseinandersetzen. Schon da finden sich unterschiedliche Stimmen: Humboldts Manuskripte sind andere Texte als die gedruckten Werke. Es gibt einen großen Unterschied in der Emotionalität der Texte, in

der Direktheit, manchmal in der Brutalität der Themen. Doch auch die publizierten Schriften haben eine eigene Wucht. Dazu kommt: Häufig steht zwar nur „Humboldt“ drauf, aber es ist mehr als Humboldt drin. Ein Beispiel ist sein Werk über Zentralasien, über die große Forschungsreise nach Russland und Sibirien bis an die Grenzen des chinesischen Reiches. Das Hauptwerk, das Humboldt dazu veröffentlicht hat, stammt zu weiten Teilen aus seiner Feder. Aber es enthält eine ganze Reihe von Aufsätzen, die nicht von ihm stammen. Im Inhaltsverzeichnis ist das völlig transparent. Die Humboldt-Forscher wissen das, aber in der breiten Rezeption gibt es, wie so oft, eine Verengung auf diese Person Humboldt, das Genie, dieser ...

Mirah Laline: Der Held.

Tobias Kraft: Der Held, genau, die Über-Figur. Er war ein außerordentlich produktiver Publizist und ein geschickter Netzwerker, aber natürlich hat er nicht alles allein gemacht. Und viele seiner begonnenen Projekte hat er nur in Teilen abgeschlossen. Mit Humboldt kann man thematisch in alle möglichen Richtungen gehen, zum Beispiel in die mesoamerikanische Antike. Hier ist Humboldt nicht das Ziel, sondern der Ausgangspunkt für die eigene Neugier, Themen neu zu betrachten oder überhaupt kennenzulernen. Man kann sich immer fragen: Was hat eine Figur wie Humboldt mit dem Thema gemacht? Was hat er selektiert, was wusste er nicht? Was kommt also durch das prominente Vehikel Humboldt nach Europa? Das ist nicht unbedingt die lateinamerikanische, hispano-amerikanische Wirklichkeit, sondern das Ergebnis ihrer europäischen Deutung. Eine Auswahl und wirkmächtige Konstruktion, die bis heute Bilder prägt.

Mirah Laline: Es gibt bestimmte Begriffe, die zum Kolonialisierungsprozess gehören, zum Beispiel Entdeckungen, Erfindungen ... Diese Worte sprechen nicht über unsere Perspektive. Wie lernen wir unsere Geschichte in der Schule? Warum lernen wir so viel über das europäische Mittelalter und so wenig über die Sklaverei? Wir brauchen einen ehrlichen Blick auf das, was in unserer Geschichte passiert ist. Ich sehe darin eine Chance, eine andere Form zu finden, unsere Geschichte zu verstehen. Das ist für mich so spannend: Wie können wir bestimmte Bilder dekonstruieren, einen bestimmten Protagonismus dekonstruieren? Wie lesen wir diese Figuren heutzutage?

Tobias Kraft: Welche Überschreibungen von lokaler Identität, lokalem Wissen oder lokalen Traditionen gab es zu Humboldts Zeiten?

Sandra Vogel: Wie bindet ihr diese Überlegungen in die Konzeption von „Das Humboldt Experiment“ ein?

Tobias Kraft: Der Name „Das Humboldt Experiment“ ist insofern sehr treffend, weil wir hier von beiden Seiten ein Experiment wagen. Wie üblich bei Experimenten, ist vorher nicht ganz klar, was dabei herauskommt und wie gut das Experiment gelingen wird. Was passiert, wenn wir die Auseinandersetzung mit Humboldt und den vielen Themen, die Humboldt anbietet, versuchen im Kontext des Humboldt Forums zu realisieren? Was passiert in der Auseinandersetzung mit Künstler:innen, die du, Mirah, in das Projekt einlädst und die einen anderen kulturellen Background mitbringen, andere Geschichten, andere Projektionen auf Humboldt, eine andere Lektüre? Wie kriegen wir das zusammen? Wohlgermerkt nicht als Diskussionsrunde, sondern als ...

Mirah Laline: Erfahrung.

Tobias Kraft: Als Erfahrung, genau, als performatives kleines Kunstwerk. Ein Prozess, bei dem ich ein Stück weit die Kontrolle abgeben muss. Das gefällt mir unglaublich gut. Ich betone das, weil man als Wissenschaftler:in normalerweise die Kontrolle über seinen Gegenstand behält. Hier ist es anders. Ich habe keine Kontrolle über die Humboldt-Projektionen, die so entstehen. Will ich auch gar nicht haben.

Mirah Laline: Das kommt zusammen mit dieser Idee, die Wissenschaft oder die Werke von Alexander von Humboldt als Spiel-Vorlage zu nutzen. Wir hatten bei der ersten Veranstaltung mit Tobias Kraft und dem kolumbianischen Künstler Nelson Vergara zwei Experten auf der Bühne. Im Probenprozess ergab sich dann ein Gespräch von zwei an Alexander von Humboldt interessierten Menschen, die sich mit denselben Themen beschäftigen, aber aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven.

Tobias Kraft: Nerds eigentlich, zwei Humboldt-Nerds. *(allgemeines Lachen)*

Mirah Laline: Wir alle müssen in diese Form reinfinden. Das ist ein Prozess, weil man denkt: Jetzt stehe ich im Scheinwerferlicht, vor mir das Publikum, ich muss etwas leisten und trotzdem soll ich dabei eine Lockerheit finden. Das muss man sich in den Proben gemeinsam erarbeiten.

Tobias Kraft: Man steht schon unter einem anderen Druck als sonst und doch ist es gleichzeitig ein freieres Format. Es gab so viele Details, die Nelson und ich in sehr kurzer Zeit lernen mussten. Auf die Körperhaltung zum Publikum musste ich mich an dem Abend am stärksten fokussieren. Als Wissenschaftler bin ich an das freie Sprechen vor Publikum gewöhnt. Das finde ich wunderbar, es ist ein großes Privileg. Aber sich so zu stellen, dass man mit Nelson spricht, aber zum Publikum schaut, das fühlt sich sehr unnatürlich an, wenn man es nicht oft genug gemacht hat.

Mirah Laline: Das gehört zu dem Prozess. Ich lerne viel über Wissenschaft. Ich musste über die Pflanzengeographie Alexander von Humboldts wirklich viel lesen (*lacht*), über die Reisetagebücher und über seine Werke. Dabei erfahre ich viel über den Arbeitsprozess der Wissenschaftler:innen. Eigentlich ist ihre Forschung wie Detektivarbeit, und so sehe ich meine Arbeit auch. Ich muss die interessanten Punkte oder die widerständigen Worte finden, und dieses eine Wort kann vielleicht eine ganze Szene inspirieren. Im Arbeitsprozess wird der Austausch zwischen Kunst und Wissenschaft schnell konkret: Dieser Absatz ist interessant für mich als Regisseurin, können wir weiter daran arbeiten? Ich will auch verstehen, was für den anderen wichtig ist. Theater ist Kollektiv, Theater sind Menschen. Wie kommen diese Menschen zusammen, mit unterschiedlichen Erfahrungen, unterschiedlichen Biografien? Wir haben jetzt die Chance, dem Publikum, das ins Humboldt Forum kommt, neue Sichtweisen auf Alexander von Humboldt zu bieten. Das gilt nicht nur auf der intellektuellen Ebene, durch Diskussionen oder als Vortrag, sondern auf der Ebene der Performance. In der Auswahl der Kunstformen bin

ich ganz frei: Wir hatten Nelson Vergara, einen Medienkünstler, aber wir arbeiten jetzt mit den Performer:innen Thiago Rosa und Txepetite, der Autorin Uriara Maciel, den Videokünstler:innen Zé de Paiva und Kathleen Kunath und der Ausratterin Andreina Vieira dos Santos.

Wenn wir über das System Sklaverei sprechen, sprechen wir auch über die heutige Zeit.

Sandra Vogel: Das Humboldt Forum verpflichtet sich ja auch zu einer kolonial-kritischen Aufarbeitung der Bestände. Inwiefern beeinflusst das deine Arbeit?

Mirah Laline: Das Thema Postkolonialität, dekolonialer Arbeitsprozess, das gehörte schon vor dem Humboldt Forum zu meiner Arbeit. Ich frage mich oft: Warum spiele ich jetzt dort? Warum wollen wir das machen? Warum Alexander von Humboldt? „Das Humboldt Experiment“ ist für mich eine Chance, die Perspektive meiner Community, respektive Lateinamerika, an diesen Ort zu bringen. Es ist nicht meine Erwartung, dass wir einen friedlichen Abend haben werden, der für alle wunderschön wird. Das ist nie mein Ziel. Mir ist wichtig, mit diesen extrem komplexen Themen, die wir uns gemeinsam erarbeiten, andere Aspekte zu beleuchten, als die, die gewöhnlich mit Alexander von Humboldt in Verbindung gebracht werden. Das ist für mich ein Gewinn. Es gibt vieles über die Kolonialzeit, das wir bis heute noch nicht genug ausgearbeitet haben. Wie können wir die historischen Texte mit den Debatten unserer Zeit konfrontieren? Das ist für mich eine besondere Herausforderung. Was bedeutet es für uns als Menschen, mit diesen Themen umzugehen? Wir gehen komplett aus unserer Komfortzone heraus und



Die Performer:innen Xtépétite und Thiago Rosa beim zweiten Teil von „Das Humboldt Experiment: Über das System Sklaverei“ am 24. und 25. November 2022.

© Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss / Foto: David von Becker.

wir werden uns dabei verletzen. Das gehört dazu und das ist auch wichtig. Die Frage ist: Wie vermitteln wir das an die Zuschauer?

Tobias Kraft: Genau, denn auf der Bühne haben wir weniger Zeit als in der Arbeit im Team. Wie können wir eine Form erfinden, die in sehr kurzer Zeit viele Angebote macht? Unser zweiter Abend trägt den Titel „Über das System Sklaverei“. Damit sagen wir auch: Es geht nicht nur um Humboldt. Humboldt ist ein Anlass, um über etwas Größeres zu sprechen. Wir haben an dem Abend neunzig Minuten Zeit, vielleicht weniger. Jede Person, die sich entscheidet, zu so einer Vorstellung zu kommen, bringt eine bestimmte Erwartung mit. Irgendjemandem werden wir nicht gefallen mit dem, was wir da machen.

Mirah Laline: Wir arbeiten unter Risiko. Für mich arbeitet Theater ständig mit dem Risiko. Und das ist wichtig. Es wäre vielleicht einfacher zu sagen: Nein, lieber nicht über das Thema Sklaverei sprechen, das ist zu komplex.

Aber das ist genau das, was ich selber oder was wir nicht wollen. Wir wollen über diese Themen sprechen, aber wir wollen niemanden belehren.

Tobias Kraft: Ich bin darauf sehr gespannt, weil ich in unserer Zusammenarbeit immer wieder merke, wie viel Erfahrung du damit hast, solche Fragen mitzudenken. Wie man ein Seminar steuert oder einen Vortrag hält bei einer Konferenz, damit kenne ich mich etwas aus. Aber nicht mit einem Publikum an so einem Abend, der Menschen anders berühren wird, als ich das mit meiner Arbeit gewohnt bin. Natürlich wünschen wir uns, dass etwas mit den Menschen passiert und sie nicht nur dasitzen, eine Theater-Performance konsumieren, nachher rausgehen und bei einem Bier diskutieren, ob sie den Abend gut oder schlecht fanden. Wir wollen, dass das Publikum sich selber als Teil des Abends erfährt. Wenn die Menschen aus so einem Abend nur einen etwas veränderten Blick auf sich selbst und ihre Mitmenschen mitnehmen, dann ist das schon sehr, sehr viel.



Mirah Laline: Genau.

Tobias Kraft: Egal, wo ich herkomme, egal, wie meine Geschichte ist, wie weit entfernt oder wie nah dran ich am Thema Sklaverei bin.

Mirah Laline: Für mich ist wichtig, dass wir nicht über Vergangenheit sprechen und dabei denken: Ach, das ist früher einmal passiert, wie eine geschlossene Box, das hat nichts mit mir zu tun. Das ist nicht der Fall. Wenn wir über das System Sklaverei sprechen, sprechen wir auch über die heutige Zeit. Wenn wir bestimmte Absätze von dem, was Humboldt damals geschrieben hat, mit der Brille von heute lesen, dann erkennen wir Szenen und Denkweisen, über die wir auch jetzt in unserer Gesellschaft sprechen müssen. Wir lernen ständig dazu. Wir begegnen Räumen, die wir nie erlebt haben, die aber verbunden sind mit der Vergangenheit. Was machen wir heutzutage mit diesem Erbe?

Tobias Kraft: Es tut dem Blick auf Alexander von Humboldt sehr gut, dass diese Reihe durch Mirah und durch die Personen, die du in das Projekt bringst, immer eine Perspektive bekommt, die weit über einen vermeintlich deutschen, oder besser gesagt preußischen Humboldt hinausgeht. Er ist eine Figur, die immer schon aus vielen Perspektiven heraus betrachtet wurde, in ihrer ganzen Rezeptionsgeschichte. Eine Figur mit einer hohen Internationalität, allein durch den eigenen Lebensweg, durch die Vielsprachigkeit, durch das unglaubliche fast Fluide, was dieser Mann hatte – in der Art, wie und in welchen Sprachen er kommuniziert hat, mit welchen Menschen er im Austausch stand. Humboldt war schon immer sehr viel beweglicher, als man ihn gerne gehabt hätte. Und für viele ist er deshalb etwas schwer zu fassen. Jemand, der so vielseitig arbeitet, unglaublich viel macht, an vielen Projekten gleichzeitig arbeitet, aber lange nicht alle zu Ende bringt ... Vielleicht muss das unsere Reihe auch. Vielleicht muss „Das Humboldt Experiment“ laufen, wie Humboldt seine

Humboldt-Forschung begegnet zeitgenössischer Kunst

In der Veranstaltungsreihe „Das Humboldt Experiment“ inszeniert die brasilianische Regisseurin Mirah Laline Lecture-Performances rund um das Leben und Werk Alexander von Humboldts. An den Abenden im Humboldt Forum treffen Künstler:innen auf Forscher:innen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und machen das wissenschaftliche Erbe Alexander von Humboldts sinnlich erlebbar. „Das Humboldt Experiment“ ist eine Veranstaltungsreihe der Stiftung Humboldt Forum im Berliner Schloss in Kooperation mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Aktuelle Informationen zu den Veranstaltungsterminen finden Sie unter <https://www.humboldtforum.org/experiment>

Werke schrieb. Wir verlängern es einmal und verlängern es noch einmal, am Ende gibt es viel mehr Abende und Aufführungen als geplant. Irgendwann hört die Reihe auf, ohne dass sie abgeschlossen wurde. Das wäre das perfekte Humboldt-Projekt.

Mirah Laline kommt aus Belém in Nordbrasilien, studierte Regie an der Bundesuniversität in Porto Alegre, war 2015 DAAD-Stipendiatin an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin und arbeitet seitdem als Theaterregisseurin an Staatstheatern, in der Freien Szene sowie in internationalen Kooperationsprojekten.

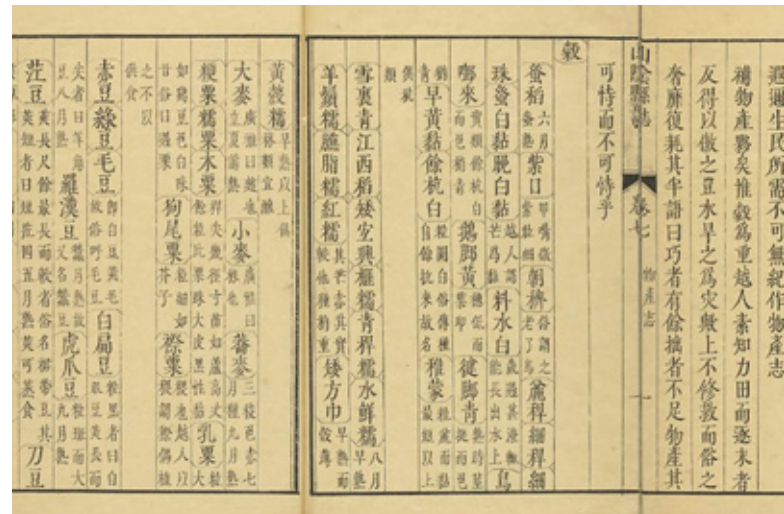
Dr. Tobias Kraft ist Arbeitsstellenleiter des Akademienvorhabens „Alexander von Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung“ und der deutsch-kubanischen Initiative zur Fortbildung in den Digitalen Geisteswissenschaften „Proyecto Humboldt Digital“ an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

LOKAL UND DIVERS

Die Geschichte und Gegenwart
der Naturwissenschaften in China

Von Dagmar Schäfer

Die „China-Liste“ ist eine lange Aufzählung von Dingen, groß und klein, wunderbar und trivial, welche die Chinesen erfanden, bevor die Europäer sprichwörtlich wussten, welches Ende des Speeres eigentlich das „zweckdienliche“ war. Was immer die Chinesen taten, sie taten es zuerst, und besser. Chinesische Innovationen lieferten den Funken für die industrielle Revolution Europas im 17. Jahrhundert: neue Dünger, Porzellan, Seidenweberei. Für die chinesische Intelligenzija des späten 19. und 20. Jahrhunderts waren diese Funken wichtige Lichtblicke. Jeder von ihnen ließen die chinesische Vergangenheit erstrahlen mit dem, was den Intellektuellen des angehenden 20. Jahrhunderts für die Zukunft so wichtig erschien: technologischer Fortschritt, Innovativkraft und Modernisierung. Diese Ziele setzt sich auch der moderne chinesische Staat.

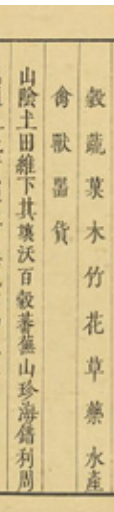


Erste Seite des Kapitels „Lokale Produkte“ im Amtsblatt des
Regierungsbezirks Shangyin, 1671.

Quelle: Shen, & Gao, D. (1724). Shanyin Xian zhi:
38 juan. Archiv: Harvard-Yenching Library.

Die chinesische Geschichte bietet die Möglichkeit, technische Neuerungen und ihre Folgen zu untersuchen. Die Rolle, welche das Individuum und Kollektiv, Artefakt und Text in der Gestaltung der technischen Landschaft spielen, sowie die Ausdrucksformen, die Innovation hierbei annehmen kann, sind vielfältig. Noch zu wenig erforscht ist die systematische Planung hinter den großen Erfindungen und ihren Vertretern, die Techniken der Sammlung und kontinuierlichen Reproduktion lokaler Informationen, ihre Klassifizierung, Einschätzung und Umsetzung.

Dem imperialen und modernen Bild der großen „chinesischen“ Wissenschaftsmacht setzen Forschungen am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte ein differenziertes Bild regionaler Vielfalt gegenüber. Nicht



Akademienmitglied Dagmar Schäfer

Foto: David Ausserhofer

ein Imperium, sondern viele Lokaltäten, nicht die chinesische Sprache, sondern viele unterschiedliche Zungen formten die Wissenskulturen Ostasiens. In dem flächendeckenden Schulsystem, welches die Herrscher der Ming-Dynastie entwickelten, lernten Eliten nicht nur Philologie, Rhetorik und konfuzianische Ideologie, sondern auch Felder wie die Mathematik, Astronomie und Medizin kennen. Es zeigen sich klare regionale Unterschiede: Im Norden von Henan oder in der Provinz Gansu wurde Mathematik hochgeschätzt. Im Süden gab man schöngeistiger Poesie und Geographie den Vorrang. Diese Vielfalt und ein lebhafter regionaler Wettbewerb charakterisieren auch das moderne China.

Die Opiumkriege (1839–42, 1856–60) leiten intellektuelle und politische Bewegungen ein, die zum völligen Bruch mit

den eigenen Wissenstraditionen führen. Britische Dampfschiffe symbolisieren die Allmacht westlicher Wissenschaften, die chinesische Intellektuelle dazu veranlasste, sich von ihrer eigenen Wissenskultur als unwissenschaftlich, ideologisch und letztlich bourgeois abzuwenden. Erst mit dem Wiederaufstieg Chinas zum *global player* Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts änderte sich diese Haltung.

Doch eine Kontinuität zeigt sich, die einen zweiten wissenschaftlichen Blick wert ist: In der Vergangenheit und Gegenwart ist Planung in dieser Region das Leitmotiv für die Entwicklung von Technik und Wissenschaft. Chinesische Intellektuelle wie Liang Qichao oder Zhu Kezhen standen um die Jahrhundertwende des 19. Jahrhunderts selbst an der Spitze der Gesellschaft und propagierten einen von Expertokraten geführten Staat als das chinesische Alternativmodell zum europäischen Modell einer von Marktwirtschaft und Wettkampf geprägten freien Gesellschaft und offenen Wissenschaftskultur. Mao Zedong wählte das hoch-bürokratisierte Soviet-Modell des Kommunismus und konstatierte den Maoismus als eine „historische Unabwendbarkeit“ für die wissenschaftliche Entwicklung des Landes. Selbst in der Kulturrevolution blieben die Naturwissenschaften zentral, wie Studien von Fan Fati und Sigrid Schmalzer zeigen. Die Landwirtschaft erlebte eine chemische rote Revolution und die Raketenplanung lief ununterbrochen weiter, sodass China seinen ersten Astronauten ins All schicken konnte. Naturwissenschaftlichkeit ist seitdem das staatliche und soziale Ziel der Volksrepublik China. Das China der Zukunft ist daher eine Fallstudie im Werden zur Frage, in welchen Dimensionen und mit welchen Werten Naturwissenschaften und erfolgreiche Techniken verbunden sind.

Prof. Dr. Dagmar Schäfer leitet Abteilung III, Artefakte, Handlung, Wissen, des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Sie ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

EIN BESUCH IM SCHÜLERLABOR GEISTES- WISSENSCHAFTEN

Von Lukas Beichler

Kann man Gedichte
genauso kategorisieren
und präzise bestimmen
wie Käfer, Blütenkelche
oder Gesteinsproben?

Ein Montagmorgen Anfang Juli. Warmer Wind dringt durch die offenen Fenster in den Einstein-Saal. Bald beginnen die Sommerferien, doch im Akademiegebäude wird noch konzentriert gelesen, sortiert und diskutiert. In kleinen Gruppen beugen sich die Schülerinnen der Carlo-Schmid-Oberschule Berlin-Spandau über Leinwände, an die sie kleine Zettel mit Gedichttiteln stecken. Der Deutsch-Leistungskurs der zwölften Klasse ist zu Gast beim „Schülerlabor Geisteswissenschaften“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW). Heute steht die Poesie im Mittelpunkt, genauer gesagt die Naturlyrik des 21. Jahrhunderts, und die Frage, ob man Gedichte vermessen kann. Kann man sie genauso kategorisieren und präzise bestimmen wie Käfer, Blütenkelche oder Gesteinsproben?



Die Schülerinnen
Cheyenne Skibbe und
Mascha Stüber entschlüsseln
Strophenformen.

Die Schülerinnen haben an diesem Vormittag in der Veranstaltung „Verzeichnen – Vermessen – Vergleichen“ die Gelegenheit, die Arbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Praxis zu erleben. Sie können einmal so vorgehen wie die „Nerds“, wie es Yvonne Pauly ausdrückt und dabei durchaus sich selbst meint. Die promovierte Literaturwissenschaftlerin koordiniert das Schülerlabor und leitet die einzelnen Workshops. Der Name „Labor“ ist Programm: Es geht darum, zu experimentieren, sowohl mit den Themen als auch mit den Methoden aktueller Forschung, sagt Pauly, die selbst einige Zeit als

Lehrerin gearbeitet hat. Was das konkret bedeutet, zeigt sich schnell: Nach einer Einführung in das wissenschaftliche Systematisieren, das den Schülerinnen bislang primär aus der Biologie und anderen Naturwissenschaften vertraut ist, dürfen sie sich selbst versuchen. Aus einer Reihe von Naturgedichten, die sie vorab gelesen haben, gilt es, eigenständig Ordnungskriterien abzuleiten und diesen die einzelnen Werke zuzuweisen.

Das ist gar nicht so einfach, schließlich kann man sich der Lyrik auf ganz unterschiedliche Weise nähern: über den



Yvonne Pauly, Koordinatorin des Schülerlabors
Geisteswissenschaften.

Foto: privat

Inhalt, etwa Pflanzen und Tiere oder die aufgegriffenen Naturelemente, oder über die Form, wie die Anzahl der Strophen und Verse oder das Reimschema. Sogar die Einteilung in gute und schlechte, einfache und schwere Gedichte ist erlaubt. In den Gruppen wird rege diskutiert. Am Ende entscheiden sich die Schülerinnen für ein Unterscheidungsmerkmal, das sofort ins Auge springt: Wird in den Werken die Groß- und Kleinschreibung befolgt oder nicht? Mit Stecknadeln ordnen sie die Gedichte entsprechend des gewählten Kriteriums auf der Leinwand an und stellen das Ergebnis anschließend der Runde vor. Yvonne Pauly konfrontiert die Schülerinnen mit der Frage, ob auch das Geschlecht der Autorinnen und Autoren ein sinnvolles Kriterium sein könne. Für das Textverständnis spiele das eigentlich keine Rolle, äußern sich mehrere, denn „weibliche“ oder „männliche“ Lyrik gebe es nicht. Andererseits werde das Verfassen von Gedichten noch immer primär mit Männern in Verbindung gebracht. Vor diesem Hintergrund sei es dann schon wichtig, auch diese Kategorie im Blick zu haben, um sich bestehende Wahrnehmungsmuster bewusst zu machen.

Ein preisgekröntes Projekt mit überregionaler Leuchtturmwirkung

Jedes Jahr bietet das Schülerlabor Geisteswissenschaften zwei Staffeln an, in der Regel eine pro Halbjahr mit jeweils acht bis zwölf Terminen. Die Schülerlabore sind neben den Akademievorträgen an brandenburgischen Schulen und den Vorlesungen der Technikwissenschaftlichen und der Biowissenschaftlich-medizinischen Klasse Teil der BBAW-Initiative „Akademie und Schule“. Das Schülerlabor richtet sich gezielt an Leistungskurse aus dem geisteswissenschaftlichen Fächerspektrum an Berliner Gymnasien und Sekundarschulen. Ein Schwerpunktfach ist Deutsch, für das regelmäßig Reihen konzipiert werden. Hier sei die Nachfrage besonders groß, erzählt Koordinatorin Yvonne Pauly. „Aber wir haben auch schon für Geschichte, Politik, Latein, Englisch, Philosophie, Religion und Musik Angebote gemacht.“

Die Idee zum Schülerlabor entstand 2006, als Yvonne Pauly noch als Editorin der Kritischen Karl-Philipp-Moritz-Ausgabe an der Akademie tätig war. Anlässlich des 250. Geburtstags des Dichters und Pädagogen Moritz regte Pauly eine Kooperation mit dem Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster an, an dem Moritz im 18. Jahrhundert selbst unterrichtet hatte. Das Projekt stieß auf großes Interesse und wurde auf weitere Schulen ausgedehnt. Der Stifterverband zeichnete das Konzept im Rahmen der Initiative „Public Understanding of Science and Humanities“ (PUSH) aus. Dies legte den Grundstein dafür, das Schülerlabor langfristig an der BBAW weiterzuführen. Es war das erste Projekt dieser Art, in dem die Idee des Schülerlabors auf den Bereich der Geisteswissenschaften übertragen wurde – ein Erfolgsrezept, das mittlerweile in anderen Bundesländern Nachahmer gefunden hat.

Gewinnbringende Ergänzung des Schulunterrichts

Im Einstein-Saal zeigt die Uhr inzwischen kurz nach elf an: Zeit für eine Pause. Dafür begibt sich der Kurs eine Etage höher auf die Dachterrasse der Akademie, wo belegte



Schülerinnen der Carlo-Schmid-Oberschule in Berlin-Spandau mit ihren Lehrkräften Barbara Tinnefeldt und Martin Dorr.

Brötchen und Getränke bereitstehen. Die Schülerinnen setzen sich in die Sonne. Der Blick auf die umliegende Dächerlandschaft von Berlin-Mitte verfehlt seine Wirkung nicht: In der Nähe glitzern die Kuppeln von Dom und Schloss. Gelegenheit, einmal nachzufragen, wie den Schülerinnen der Besuch in der Akademie bisher gefallen hat.

Der achtzehnjährigen Cheyenne Skibbe eröffnete das Nachdenken über das Geschlecht von Autorinnen und Autoren eine neue Perspektive. Das Ableiten von Kategorien gefiel Mascha Stüber am meisten: „Jeder konnte selbst entscheiden und hatte dann seine eigenen Ideen, was er in dem Gedicht sah. Das war bis jetzt das Interessanteste.“ Die Akademie der Wissenschaften kannte sie vorher noch nicht. „Ich bin in Berlin geboren“, erzählt Fabienne Behrendt, die neben ihr sitzt, „aber hier fühle ich mich wie eine Touristin, also die meiste Zeit. Auf jeden Fall ist es schön, so etwas mal zu sehen und mit der Schule zu unternehmen.“ Die drei

Schülerinnen sind sich einig, dass das Schülerlabor eine gute Möglichkeit darstellt, um herauszufinden, ob einem das geisteswissenschaftliche Arbeiten liegt – gerade hinsichtlich der Zeit nach dem Abitur.

Auch die Erfahrung von Yvonne Pauly bestätigt, dass das Schülerlabor für die Teilnehmenden eine wichtige zusätzliche Informationsquelle zur wissenschaftlichen Praxis darstellt: „Manche fühlen sich eher verunsichert durch die größere Offenheit des Formats. Andere finden es total befeuernd und denken: ‚Ach, klasse!‘“ Ihr gehe es darum, einerseits die Freude zu befördern, die möglicherweise schon da ist, andererseits aber auch einen realistischen Eindruck dessen zu vermitteln, was am geisteswissenschaftlichen Forschen mühsam sein kann. Insofern sieht sie das Schülerlabor als Ergänzung zum Unterrichtsalltag an der Schule, wo angesichts voller Lehrpläne die Fragen nach dem Wie und Warum oft nicht thematisiert werden

Mithilfe spezieller Lineale lässt sich das Versmaß von Gedichten vermessen.



könnten: „Was man in einer Akademie wirklich gut lernen kann, ist, dass man Praktiken hinterfragt und transparent macht, wo die herkommen. Ich glaube, das gilt für ein gutes naturwissenschaftliches Schülerlabor ganz genauso wie für ein gutes geisteswissenschaftliches. Dass man sich Rechenschaft ablegt über das, was man da eigentlich tut, wenn man zum Beispiel einen Textvergleich anstellt. Was bringt das, warum mache ich das? Ist das überhaupt eine wertvolle Fragestellung? Das ist es, denke ich, was die verschiedenen Staffeln des Schülerlabors gemeinsam haben.“

Diesen Eindruck bestätigt Lehrer Martin Dorr, der heute die Klasse der Carlo-Schmid-Oberschule ins Schülerlabor begleitet. Er ist überzeugt, dass es einen ungleich größeren Effekt hat, wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Arbeit erklären, als wenn dies nur vonseiten der Lehrkräfte erfolgt: „Wir Lehrer sagen den Schülern oft: ‚Du musst das jetzt nach den und den Gesichtspunkten analysieren‘, aber die Sinnhaftigkeit erschließt sich nicht

automatisch. Wenn jetzt aber Menschen, die das tatsächlich in der Tiefe studiert haben, mit Leidenschaft eine literaturwissenschaftliche Sichtweise vermitteln, bekommt das eine ganz andere Bedeutung.“

Die einzelnen Veranstaltungsreihen konzipiert Pauly gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die zumeist in den Akademienvorhaben und Interdisziplinären Arbeitsgruppen der BBAW eingebunden sind. Der Anstoß für ein neues Thema des Schülerlabors komme dabei oft von den Kolleginnen und Kollegen aus den Vorhaben, berichtet Pauly. Anschließend versuche man, die Themen bestmöglich mit den Lehrplänen für die Abiturvorbereitung zu verbinden. Für die nächste Runde im Frühjahr 2023 ist eine Zusammenarbeit mit der Marx-Engels-Gesamtausgabe vorgesehen, die sich an Leistungskurse im Fach Geschichte richten wird.

Auch die Forschenden profitieren von der Verschränkung von Wissenschaft und Schule, wie sie im Schülerlabor stattfindet. Für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sei das oft eine fruchtbare Erfahrung: „Man schaut nochmal anders auf sein eigenes tägliches Arbeiten, wenn man gefordert ist, das Siebzehn- oder Achtzehnjährigen zu vermitteln“, erklärt Yvonne Pauly.

Wie kann man Lyrik und Literatur vermessen?

Für die Staffel „Verzeichnen – Vermessen – Vergleichen“ konnte sie Daniela Douth gewinnen, die Koordinatorin des Jahresthemas 2021|22 „Die Vermessung des Lebendigen“. Douth hat für den zweiten Teil des Workshops Ausschnitte aus Judith Schalanskys „Verzeichnis einiger Verluste“ mitgebracht. Anhand dessen arbeiten die Schülerinnen gemeinsam heraus, welche stilistischen Möglichkeiten die Literatur zur Darstellung und Vermessung der Wirklichkeit bereithält, etwa das Mittel der Aufzählung.

Das Vergleichen steht schließlich im Vordergrund des dritten Teils, in dem wieder Yvonne Pauly übernimmt. Sie

verteilt an die Schülergruppen kleine Kästchen, in denen sich eigens angefertigte Lineale befinden. Mit ihnen lässt sich das Versmaß zweier Gedichte von Marion Poschmann, „der deutsche Laubbaum“ und „der deutsche Nadelbaum“, bestimmen. Spielerisch werden die asklepiadeischen Strophen entschlüsselt, die die beiden Gedichte strukturieren. Die Materialität des Zugriffs auf die Texte ist Pauly wichtig und stellt ein Charakteristikum des Schülerlabors dar: Wann immer es möglich und didaktisch sinnvoll ist, übernimmt sie den „Hands on“-Ansatz naturwissenschaftlicher Schülerlabore.

Das Schülerlabor Geisteswissenschaften schafft einen Raum für wechselseitige Impulse

Barbara Tinnefeldt, die Lehrerin des Deutsch-Kurses der Carlo-Schmid-Oberschule, hat die Methodik überzeugt: „Die Idee mit der Leinwand fand ich wirklich gut.“ Die offene Herangehensweise ließe den Schülerinnen viel Freiraum für eigene Kreativität. Noch wichtiger ist ihr etwas Anderes: Ihre Schülerinnen und Schüler sollen erfahren, dass es reichlich Möglichkeiten gibt, sich auch außerhalb des schulischen Kontextes mit Literatur zu beschäftigen. „Wir gehen ins Theater und zu Dichterlesungen. Ja, wir versuchen alles, um den Schülern das Fach auf vielfältige Weise zu zeigen.“ Diese unterschiedlichen Zugänge zu vermitteln, sei nach den Einbußen, die die Corona-Jahre für den Unterricht und die Abiturvorbereitung bedeutet haben, umso wichtiger.

Ihr Kollege Martin Dorr ergänzt: „Was wir in der Schule natürlich nie haben, ist die Möglichkeit, sich wie heute einmal vier Stunden am Stück vertiefend einem Gegenstand zu widmen. Dafür ist der Schulalltag mit seinen kurzen Zeitslots sonst einfach gar nicht geeignet.“ Für ihn persönlich sei das Schülerlabor ebenfalls bereichernd gewesen, meint Dorr. „Im Grunde genommen war das auch für mich ein Input der kreativen Auseinandersetzung. Und das wiederum kommt dann indirekt wieder bei den Schülern an.“

Schülerlabor Geisteswissenschaften

Das Schülerlabor Geisteswissenschaften gibt Schülerinnen und Schülern die Gelegenheit, die faszinierende Welt der Geisteswissenschaften durch eigenes Forschen und Experimentieren zu erkunden. Es ist Teil der Initiative „Akademie und Schule“.

Das Schülerlabor als ein Raum für wechselseitige Impulse und Anregungen – so nimmt es auch Yvonne Pauly wahr. Immer wieder spannend sei es zu erleben, welche eigenständigen Akzente die Siebzehn- und Achtzehnjährigen in den Workshops setzten. „Ich habe das extreme Privileg, jedes halbe Jahr etwas Neues lernen zu können.“ Das zeichne ihre Arbeit im Zusammenspiel mit Schülerinnen und Schülern, den Lehrkräften sowie den beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus.

Um dreizehn Uhr geht das Schülerlabor Geisteswissenschaften zu Ende. Ein intensiver Vormittag liegt hinter den Schülerinnen. Ein wenig ist ihnen die Erschöpfung anzusehen. Sie haben Texte gelesen und gehört, kategorisiert und vermessen und auf diese Weise die Bandbreite literaturwissenschaftlicher Techniken kennengelernt. In der Abschlussrunde dankt die Schülerin Stefanie Bias den beiden Workshop-Leiterinnen: Man merke, dass sie von den behandelten Texten begeistert seien. Diese Leidenschaft – und der Ausblick von der Dachterrasse – habe ihr am besten gefallen.

Lukas Beichler hat Geschichte in Bonn und Freiburg studiert. Er ist Volontär im Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

PROJEKTPORTRÄT

THEOLOGISCHE ETHIK ALS KULTUR- THEORIE

Hybridedition von F. D. E. Schleiermachers
Vorlesungen über Christliche Sittenlehre
und ihre historische und systematische
Erschließung

Manuskripte von Friedrich Schleiermacher.

Quelle: NL F. Schleiermacher, Nr. 74/1, Bl. 1r, 2r, 2v und 40v.
Archiv der BBaw.

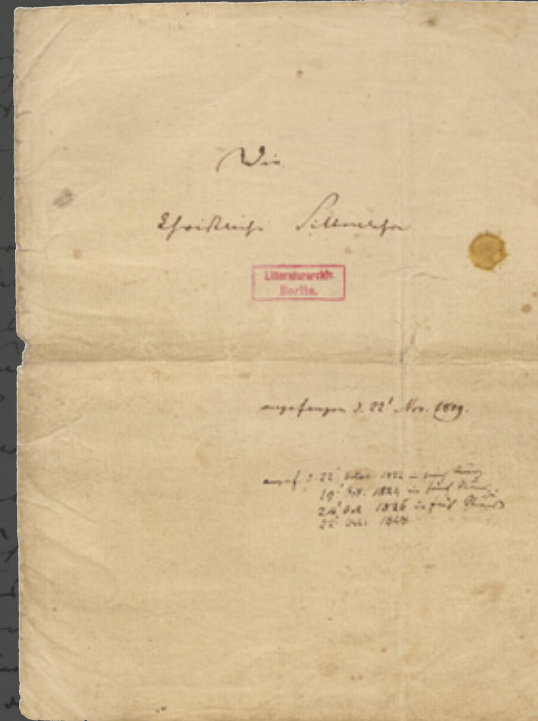
Projektleiterin Edition

Dr. Sarah Schmidt

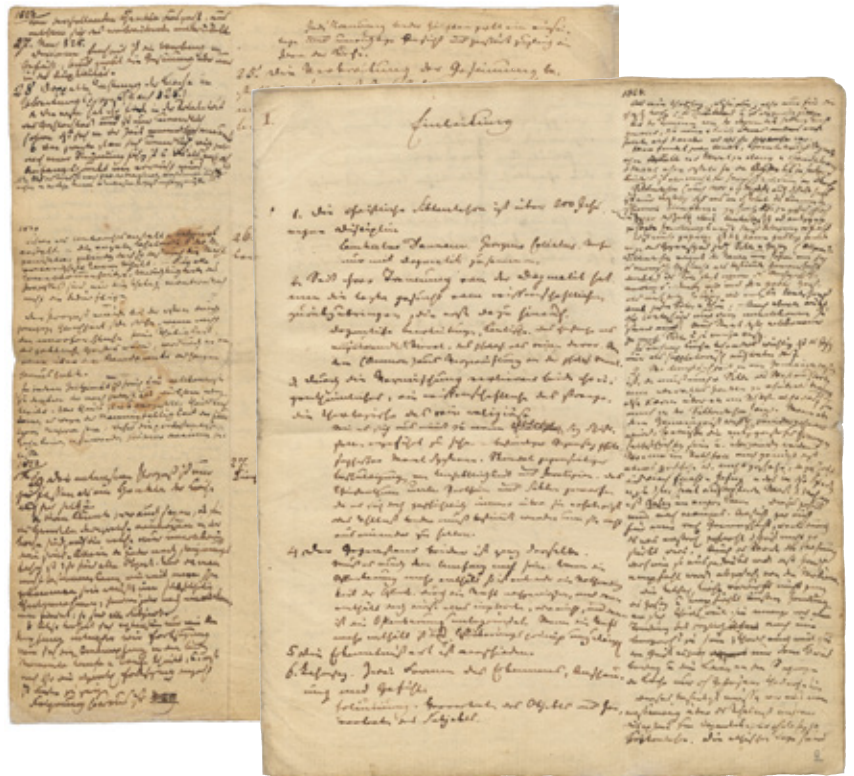
Wissenschaftliche Mitarbeitende

Dr. Gordon Fischer
Dr. Christiane Hackel
Dr. Carolyn Isett
Dr. Dirk Schmid
Florian Schnee

[https://www.bbaw.de/forschung/
schleiermacher-christliche-sittenlehre](https://www.bbaw.de/forschung/schleiermacher-christliche-sittenlehre)



In welchen Lebensformen präsentiert sich das Christentum, und wie kann es eine Gesellschaft ethisch prägen, ohne die ethische Eigenständigkeit nicht-religiöser Lebensbereiche zu gefährden?



Friedrich Schleiermacher war eine intellektuelle Größe in Preußen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Als einer der großen Systemarchitekten seiner Zeit setzte er in vielen Disziplinen auch jenseits der Theologie Maßstäbe, die ihn bis heute zur Referenz machen – sei es in der philosophischen Hermeneutik, in der Pädagogik oder als Übersetzer Platons. Zu seinen bedeutendsten theologischen Vorlesungen gehört die Christliche Sittenlehre. Im Zentrum steht die Vielgestaltigkeit christlicher Lebensformen in einer sich ausdifferenzierenden Gesellschaft. Indem sie vom Konkreten ausgeht und in einer Art Weitwinkel auch die Wechselwirkung von religiösen und nichtreligiösen Lebensformen untersucht, verfolgt sie einen kulturtheoretischen und prozessorientierten Ansatz, der eine stetige Erneuerung und Selbstverortung des Christentums in der modernen Gesellschaft miteinschließt.

Für seine insgesamt zwölf Mal vorgetragene, umfangreich überlieferte Christliche Sittenlehre liegt bis heute keine historisch-kritische Gesamtedition vor. Das von der DFG geförderte, auf zehn Jahre angelegte Editionsprojekt wird neben einer Printausgabe in der Kritischen Gesamtausgabe sukzessive alle Schleiermacher-Manuskripte und Nachschriften zur Christlichen Sittenlehre auf der digitalen Publikationsplattform *schleiermacher digital* im Open Access zur Verfügung stellen. Das Projekt kombiniert dabei die erprobte historisch-kritische Editionspraxis mit eigens für die elektronische Edition entwickelten Recherchertools und Visualisierungsmöglichkeiten der Digital Humanities. In Kooperation mit der Humboldt-Universität zu Berlin, der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster werden darüber hinaus Forschungen zu Genese und zeitgenössischem Kontext von Schleiermachers Christlicher Sittenlehre unternommen – nicht zuletzt, um seinen Beitrag für die Gegenwart auszuloten.



Immer am ersten Mittwoch des Monats präsentiert der Mittagsalon der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften Persönlichkeiten und Themen aus der Akademie: Aktuelles & Informatives, Unterhaltsames & Überraschendes, Schmackhaftes & Verdauliches. Für Ihr leibliches Wohl sorgt der Koch des Hauses, für geistige Nahrung ausgewählte Gäste.

Seien Sie willkommen über den Dächern Berlins!

DIE ERSTEN TERMINE IN DIESEM JAHR:

DONNERSTAG, 12. JANUAR 2023

„Die Bücher“ von Annette Kelm

Im Rahmen der Finissage spricht die Künstlerin Annette Kelm mit der Kunsthistorikerin und Direktorin der Kunsthalle zu Kiel Annette Hüsck über ihre Ausstellung „Die Bücher“.

MITTWOCH, 1. FEBRUAR 2023

Würden Sie Ihre Stasi-Akte lesen, wenn Sie eine hätten?

Viele entschieden sich, ihre Stasi-Akte nicht einzusehen – darunter auch prominente Persönlichkeiten wie Nobelpreisträger Günter Grass, der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt oder Gewerkschaftsführer Claus Weselsky. Akademiemitglied Ralph Hertwig erörtert, wie sich dieses „Gewollte Nichtwissen“ erklären lässt und was seine Rolle und Bedeutung in unseren modernen Wissensgesellschaften ist.

MITTWOCH, 1. MÄRZ 2023

Kann man sich klug essen?

Ernährung hat großen Einfluss auf unsere Gesundheit, und auch auf unsere kognitive Leistungsfähigkeit. Inwiefern Ernährung unsere Gehirne im Alter gesund hält und beispielsweise das Alzheimer-Risiko im Alter reduzieren kann, darüber klärt Hirnforscher und Akademiemitglied Martin Korte im Rahmen der neu gegründeten Interdisziplinären Arbeitsgruppe „Ernährung, Gesundheit, Prävention“ auf.

MITTWOCH, 5. APRIL 2023

Künstliche Intelligenz für die Naturwissenschaften

Die Künstliche Intelligenz hat in den letzten Jahren beeindruckende Fortschritte in den klassischen Feldern der Informatik gemacht: Bildverarbeitung, Sprachverarbeitung, Robotik. Wir stehen nun vor einer neuen KI-Revolution in den Naturwissenschaften. In diesem Vortrag stellt Akademiemitglied Frank Noé dar, wie KI die Entdeckung neuer Medikamente, Moleküle und Materialien wesentlich beschleunigen kann.

Weitere Termine, mehr Informationen und verbindliche Anmeldung unter:

<https://www.bbaw.de/veranstaltungen>

VON DER TURFANEXPEDITION ZUR TURFANEDITION

Das Akademienvorhaben „Turfanforschung“ von A bis Ω

Von Peter Zieme

Mit einer großen Retrospektive erinnerten 2002 die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW), die Staatsbibliothek zu Berlin und das damalige Museum für Indische Kunst an den Beginn der Erforschung alter zentralasiatischer Kulturen an der Seidenstraße, die durch Reiseberichte und Vorortinspektionen im ausgehenden 19. Jahrhundert in den Fokus kamen. Das Berliner Museum für Völkerkunde erwarb durch die zwischen 1902 und 1914 von Albert Grünwedel und Albert von Le Coq geleiteten Expeditionen nach Turfan (Turfan steht hier stellvertretend für die zentralasiatische Region, die sich von Kaschghar bis Dunhuang erstreckt und heute die Autonome Uigurische Region Chinas bildet) eine nach Anzahl und Vielfalt einmalige Sammlung von Textfragmenten und Kunstobjekten aus dortigen Tempeln, Kirchen und Höhlenanlagen in der Zeit von etwa 400 bis 1400. Für Orientalisten waren von Anfang an jegliche Schriftstücke bedeutsam. Mit Friedrich Wilhelm Karl Müller, der seit 1884 am Museum tätig und mit asiatischen Sprachen und Kulturen vertraut war, und Albert von Le Coq, der zunächst begeisterter Entdecker vor Ort war und sich später der Entzifferung der manichäisch-türkischen Texte widmete, begannen fruchtbare Jahrzehnte wissenschaftlicher Erschließung der aus Ruinen und Sand geborgenen Handschriften.

Seit 120 Jahren waren Schriftzeugnisse der Turfansammlung Gegenstand von Forschungsvorhaben an der BBAW.

Es war klar, dass man einen langen Atem brauchen würde, um die mehr als 40.000 Textfragmente in Dutzenden von Sprachen und Schriften zu entziffern und ihre Inhalte zu verstehen. Trotzdem gelangen in kurzer Zeit Entdeckungen, wie zum Beispiel Müllers Aufsatz von 1904 zeigt. Darin konnte er die „kleine“ Schrift entziffern, den Manichäern zuordnen und so einen neuen Quellenbereich der einstigen Weltreligion des Manichäismus erschließen.

Viele Fragmente waren in indischer Brāhmī-Schrift geschrieben, darunter auch solche, die später als Zeugnisse der östlichsten indoeuropäischen Sprachen, Tocharisch A und B, identifiziert wurden. Ebenso bald wurden syrische Handschriften entziffert. Manuskripte in weiteren Sprachen und Schriften, wie spärlich bezeugtes Griechisch oder Baktrisch im Westen oder Kitanisch und Tangutisch im Osten, gehören zu den seltenen Funden.

Wesentlich zahlreicher waren Zeugnisse in Sanskrit und verwandten Sprachen sowie Chinesisch. Inhaltlich überwogen religiöse Handschriften des Buddhismus, des Manichäismus und des Christentums. Doch auch Reste säkularen Schrifttums wurden entziffert, wodurch Wirtschaft und Recht, Medizin und Grammatik, Lexik und vieles mehr erforscht werden konnten.

Mitteliranische und alttürkische Texte gehörten von Beginn an zu den Arbeitsfeldern der Berliner Forscher. Als Zeugnisse der lokalen Bevölkerungen erweiterten die neuen Funde beider Sprachgruppen immens die Kenntnisse über die älteren Sprachstufen und regten zu neuen Betrachtungen über Sprache, Religion, Kultur und Geschichte Zentralasiens an.

Die geistige Welt Turfans war von Übersetzungen geprägt. Die intensive Beschäftigung der einheimischen Gelehrten mit den Werken „fremder“ Kulturen führte zu einer enormen Bereicherung der lokalen Sprachen. Das betraf das Tocharische mit dem indischen Hintergrund

genauso wie das Sogdische mit einer stärkeren Abhängigkeit vom Chinesischen. Für das Türkische waren Einflüsse sowohl vom Indischen wie vom Mitteliranischen als auch vom Chinesischen und später sogar vom Tibetischen, zeitlich und örtlich in durchaus unterschiedlicher Weise, maßgeblich geworden.

Beachtlich waren auch Übertragungen zwischen den Sprachen der Region. Ein sinnfälliges Beispiel ist die Übersetzung eines Werkes der buddhistischen Maitreya-Verehrung: Das tocharische Verswerk „Maitreyasamitināṭaka“ wurde ins Altuigurische übersetzt, teils sehr wörtlich, teils paraphrasierend, aber fast durchgehend in Prosa. Den umgekehrten Fall zeigt der chinesische Prosatext „Guanwuliangshoujing“, dessen altuigurische Übertragung in Stabreimversen abgefasst wurde.

Über ein Jahrhundert Turfanforschung an der BBAW

Seit 120 Jahren, zum ersten Mal institutionalisiert mit der 1912 gegründeten Orientalischen Kommission, waren Schriftzeugnisse der Turfansammlung Gegenstand von Forschungsvorhaben an der BBAW.

In der von 1902 bis in die 1930er-Jahre andauernden entdeckungsreichen Periode legten Orientalisten Grundlagen für die Arbeit an und mit den Turfantexten, stellvertretend seien die Iranisten Wolfgang Lentz und Walter Bruno Henning, die Indologen Heinrich Lüders und Ernst Waldschmidt sowie die Turkologen Willi Bang und Annemarie v. Gabain genannt.

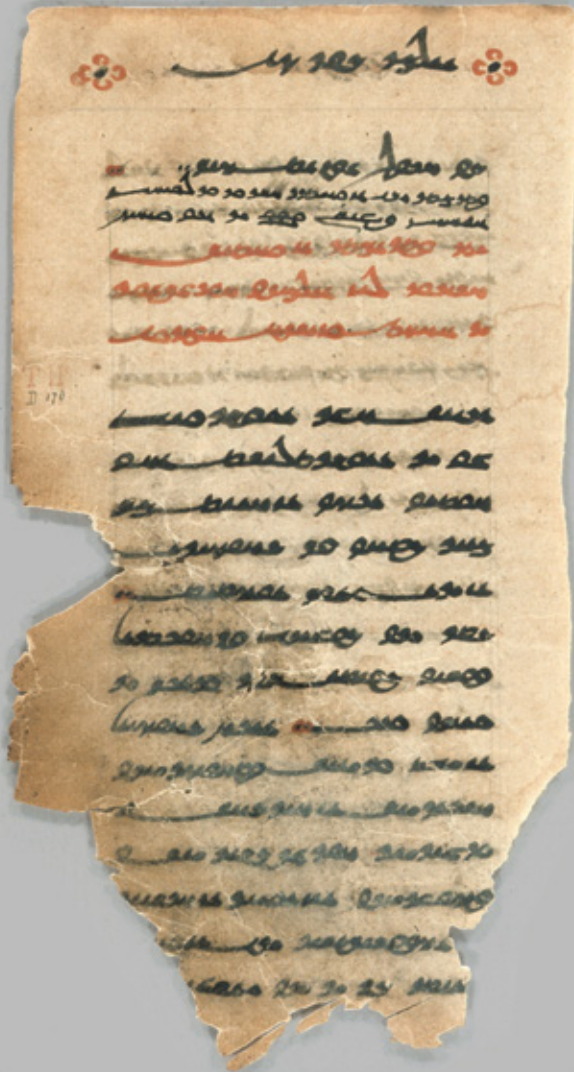
IB 30 4
:Kfuo w ykzifib a aduo z huc
fuo y xwaw adial vho
zabo aor yuaf r w r w r w
gawao xixaxaf a gfo r r r r r
: g r g r r r r r r r r r r r
z xixaxaf r r r r r r r r r r
waxaw r r r r r r r r r r r
— a : fuo ya r r r r r r r r r
: r r r r r r r r r r r r r r
: r r r r r r r r r r r r r r
: r r r r r r r r r r r r r r
: r r r r r r r r r r r r r r
: r r r r r r r r r r r r r r
— adial r r r r r r r r r r r
xixaxaf r r r r r r r r r r r

Blatt in syrischer Schrift
aus einem sogdischen
Text über das Martyrium
des Heiligen Georg.

E 23/8 (TII B 30.4) der
Turfansammlung der BBAW.

Ein Blatt aus der sogdischen Version
von „Die Rede der lebendigen Seele“.

So14570 der Turfansammlung der BBAW.



Die Wiederaufnahme der Forschungen nach dem 2. Weltkrieg erfolgte unter schwierigen Umständen. Herausragende Arbeit leistete dabei Annemarie v. Gabain, die 1960 zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie (damals Deutsche Akademie der Wissenschaften) ernannt wurde.

An derselben wurde 1965 die auf Wolfgang Steinitz zurückgehende Initiative, die Turfanforschung wiederzubeleben, mit einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von György Hazai realisiert. Hauptgegenstände sollten die Fortführung der Edition mitteliranischer und alttürkischer Texte sowie die Katalogisierung chinesischer Fragmente sein.

Die dritte, bis 2022 andauernde Phase begann nach der Wiedervereinigung, als ab 1992 die BBAW alte und neue Langzeitvorhaben in ihr Programm aufnahm, darunter das Akademienvorhaben „Turfanforschung“ zur Edition von mitteliranischen und alttürkischen Textzeugnissen Zentralasiens.

Betreut von einem Beirat von Iranisten und Turkologen, haben die Mitarbeiter des Forschungsprojekts Turfan-Fragmente gesichtet, zusammengesetzt und in monographischen Editionen publiziert. Die Reihe „Berliner Turfantexte“ (BTT) wuchs bis 1990 auf 17 Bände an, 2022 erschien Band 50. Alle Editionsbinden erschlossen per definitionem neue Materialien, die unterschiedliche und vielfältige Aspekte der alten zentralasiatischen Kulturen publik machten. Genannt sei hier nur ein Buch von Werner Sundermann, der das Turfanprojekt wie kein anderer in den letzten Jahrzehnten geprägt hatte. Seine kurz vor seinem Tod 2012 fertiggestellte Monographie „Die Rede der lebendigen Seele“ (BTT 30) resultierte aus der mühevollen Wiederherstellung eines manichäischen Werkes der lokalen zentralasiatischen Tradition.

Außer den Mitarbeitern des Akademienvorhabens haben auch Beiratsmitglieder sowie auswärtige Forscher welt-

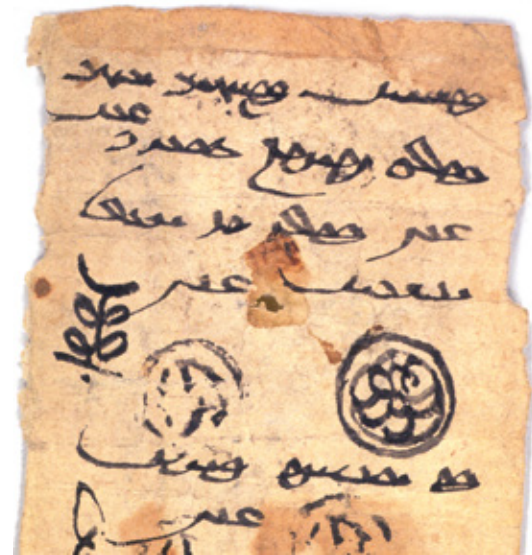
weit – von den USA bis Japan – zur Aufarbeitung beige-
tragen. Dazu gehörten Editionen von tibetischen, mongo-
lischen und anderssprachigen Turfantexten.

Von besonderer Bedeutung für die Editoren war stets die
enge Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der „Kata-
logisierung der Orientalischen Handschriften in Deutsch-
land“, eines bis 2022 von der Akademie der Wissenschaf-
ten zu Göttingen getragenen Akademienvorhabens.

In den 1990er-Jahren initiierte Ronald E. Emmerick ein
Digitalisierungsprojekt zur Bewahrung des Archivs und
Bereitstellung der Textfotos im Internet. Von der Deutschen
Forschungsgemeinschaft finanziert und in enger Kooper-
ation mit der Staatsbibliothek zu Berlin durchgeführt, sind
die gesamten Bestände seither frei zugänglich, sowohl
im „Digitalen Turfan-Archiv“ der BBAW als auch im „Inter-
national Dunhuang Project“ (IDP) sowie in „Qalamos“,
dem deutschlandweiten Portal für Handschriften aus
asiatischen und afrikanischen Schrifttraditionen.

Bezüglich der Weltreligionen und ihrer Aneignung in
Zentralasien bieten die Editionen Ausgangspunkte zu ver-
gleichenden Darstellungen. Über die religiösen Themen
hinaus dokumentieren die Funde weltliche Tätigkeiten.
Dokumente von Kuča bis Dunhuang, Posturkunden, Briefe
sowie Pilgerinschriften bieten entsprechendes Material.
Aus einer Fülle von weiterführenden Themen, die auf den
bisherigen Ergebnissen basieren, seien Studien über die
Wechselbeziehungen der lokalen Sprachen sowie zwischen
den Geber- und Nehmer-Sprachen im zentralasiatischen
Kontext, die Aufarbeitung der buddhistischen Terminolo-
gien, einer Prosopographie der mittelalterlichen Kulturen
der Seidenstraße oder auch Untersuchungen zu materiel-
len Fragestellungen, zur Herkunft der Schreibmaterialien,
zu Buch- und Druckwesen genannt.

Alles in allem können auf Basis der zentralasiatischen
Quellentexte die hinter ihnen stehenden geistigen und



„Das Werk des Buddha ist wahr.
Die Natur des Erweckungs-Sinnes ist wahr.
Das Nirvāṇa ist körperlos – das ist wahr.
Alle diese drei (Dinge) sind wahr.“

Detail von U 5380 der Turfan-Sammlung der BBAW:
Uigurisches Gedicht zu den buddhistischen Grundtendenzen.

materiellen Welten erforscht werden. Die bisherigen
Editionen sind das Vermächtnis eines akademischen Vor-
habens, das über mehr als ein Jahrhundert an der Ber-
lin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
verankert war. Neue Aufgaben sind auf neuen Wegen zu
bewältigen, denn die Turfan-Sammlung bleibt eine uner-
messliche Schatzkammer. Man darf hoffen, dass bisherige
und zukünftige Forscher der Turfanforschung treu bleiben
gemäß dem einst von Friedrich Wilhelm Karl Müller for-
mulierten Motto: „Die Erforschung Centralasiens ist, nach-
dem uns China und seine alte Kultur näher gerückt ist,
eine der ersten Aufgaben der Wissenschaft.“

Prof. Dr. Peter Zieme ist Senior Researcher an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Seit vielen Jahrzehnten arbeitet er an der Erschließung der Turfantexte, von 2001 bis 2007 war er Leiter des Akademienvorhabens „Turfanforschung“.

MEHR ALS DIE MEHRHEIT?

Ein Werkstattbericht aus der interdisziplinären Arbeitsgruppe
„Normative Konstituenzen der Demokratie“

Von **Andreas Oldenbourg**

Demokratien stehen global unter Druck. So ist es immer wieder zu hören. Trifft dieses Urteil zu? Um diese Frage beantworten zu können, muss man sich klarer darüber werden, was Demokratie eigentlich bedeutet. Für die einen meint Demokratie Verfahren, die sicherstellen, dass die Mehrheit entscheidet. Für andere geht es bei Demokratie um politische Entscheidungsmechanismen, durch die wir als Freie und Gleiche geachtet werden. Beide Positionen können sich widersprechen. Zunächst einmal ist keineswegs klar, worin Freiheitsrechte eigentlich bestehen. Naheliegend ist, dass Mehrheiten über ihre Ausgestaltung bestimmen. Dafür spricht, dass so jede Stimme gleich viel zählt – zumindest im Prinzip. Dagegen lässt sich jedoch einwenden, dass Mehrheiten Freiheitsrechte von Minderheiten verletzen können. Damit werden Minderheiten nicht mehr als Gleiche geachtet. Das rechtfertigt nach Ansicht vieler einen verfassungsrechtlichen Schutz von Freiheitsrechten, der dem Zugriff von Mehrheitsentscheidungen entzogen bleibt.

Die von Julian Nida-Rümelin initiierte interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Normative Konstituenzen der Demokratie“ untersucht, wie sich solche Positionen zueinander verhalten. Der Begriff der Konstituenzen meint dabei jene wesentlichen Bedingungen, die Demokratie ausmachen. Die meisten dieser Bedingungen sind normativ. Was Demokratie ist, wird auch und gerade dadurch bestimmt, was Demokratie sein sollte. Es geht uns also um jene Normen, deren Verwirklichung politische Praktiken zu demokratischen Praktiken macht. Sind diese Normen nur eingeschränkt verwirklicht, mindert sich der demokratische Gehalt von Politik. Inwieweit ist das nun aber eigentlich der Fall?

Demokratien auf dem absteigenden Ast

Zu Beginn unserer Diskussionen hat Michael Zürn seine Thesen dazu vorgestellt, wie er sie kurz darauf mit Armin Schäfer in deren gemeinsam verfassten Buch über die „Demokratische Regression“ veröffentlicht hat. Schon mit



Erstürmung des Kapitols am 6. Januar 2021.
Die Möglichkeit von Machtwechseln durch Wahlen
ist ein minimales Kriterium für Demokratie.

Foto: Tyler Merbler / Flickr

dem Titel dieses Buches behaupten die beiden Politikwissenschaftler, dass Demokratien schwächer werden. Sie zeigen dies vor allem anhand eines liberalen Verständnisses von Demokratie, bei dem neben Wahlen weitere Grundrechte wie Meinungs- und Vereinigungsfreiheit rechtlich abgesichert sein müssen. Demokratische Rückschritte machen Schäfer und Zürn am Aufstieg eines autoritären Populismus fest, den sie in so unterschiedlichen Staaten wie Polen, der Türkei, den USA und Russland ausmachen. Der autoritäre Populismus ist unter anderem durch einen Anti-Pluralismus charakterisiert, bei dem der Wille eines homogen vorgestellten Nationalvolks gegeben scheint. Demokratie meint dann, diesen vermeintlichen Willen der

nationalen Mehrheit auch durchzusetzen, wenn Rechte von Minderheiten verletzt werden.

Das Erstarken dieses autoritären Populismus erklären Schäfer und Zürn mit zwei demokratischen Defiziten: Erstens sind aufgrund zunehmender grenzüberschreitender Beziehungen Institutionen wie die Europäische Union mächtiger geworden, in denen demokratische Mehrheiten nicht die ausschlaggebende Instanz sind. Der autoritäre Populismus richtet sich gegen solche nicht-majoritären Institutionen. Zweitens bleiben Parlamente der zentrale Ort für demokratische Repräsentation. Empirisch zeigt sich jedoch, dass niedrigere soziale Schichten in diesen

Parlamenten zunehmend schlechter repräsentiert werden. Daher nimmt der autoritäre Populismus für sich in Anspruch, diesen Stimmen Gehör zu verschaffen.

In einer darauffolgenden Sitzung der Arbeitsgruppe hat Philip Manow angemahnt, aus solchen Beobachtungen nicht zu schnell auf eine Krise der Demokratie zu schließen. Beobachtet man mit Manow nämlich die Demokratieforschung selbst, wird deutlich, dass Rückschritte vor allem deshalb ausgemacht werden, weil Grundrechte, die

ursprünglich als liberale Sicherungen von Demokratien gedacht waren, Wahlen als Kern moderner Demokratie sowohl in der Wertung als auch in der Praxis in den Hintergrund drängen. So ist durchaus umstritten, wie demokratisch es ist, wenn einige Richter*innen die Entscheidungen parlamentarischer Mehrheiten aufheben, um individuelle Rechte zu schützen. Und es kann problematisch sein, wenn an der Einschränkung von Verfassungsgerichten in Polen Demokratieverluste festgemacht werden und dies von der EU-Kommission, die selbst nicht gewählt



Nach rassistischen Angriffen in Chemnitz organisierte die Band Kraftklub am 3. September 2018 ein Konzert unter dem Motto „Wir sind mehr“.

Foto: michimaya / Flickr

ist, sanktioniert wird. Für Manow bleibt das entscheidende Kriterium für Demokratie, ob Mehrheitsentscheide zu Machtwechseln führen können oder nicht. Die USA werden diesem Kriterium gerecht, Russland nicht.

Welche Demokratie?

Julian Nida-Rümelin hält solch ein minimales Demokratieverständnis für zu dünn. So hat er in der Vorstellung seines Buches über „Die gefährdete Rationalität der Demokratie“ betont, dass Demokratie gerade nicht mit Mehrheitsentscheiden gleichgesetzt werden sollte. Grundlegend ist dafür seine philosophische Interpretation jener beiden Konstituenzien von Demokratie, die niemand in Frage stellt: Freiheit und Gleichheit. Frei und gleich sind wir, insofern wir Autor*innen unseres Lebens sind. Als solche Personen würden wir keiner politischen Ordnung zustimmen, in der wir diese Autor*innenschaft einbüßen. Deshalb beinhaltet Demokratie auch die Garantie individueller Rechte. Auf dieser Grundlage sind unterschiedliche Verfahren kollektiver Willensbildung möglich. Ein Problem von Mehrheitsentscheiden ist, dass durch sie Minderheiten dauerhaft unterdrückt werden können. So sind zum Beispiel Kurd*innen in der Türkei von ziemlich unterschiedlichen Regierungen beherrscht worden. Dem ließe sich abhelfen, wenn individuelle Rechte besser geschützt würden. Dabei können nach Nida-Rümelin auch Verfassungsgerichte Ausdruck kollektiver Selbstbestimmung sein. Entscheidend ist dafür, ob ein Konsens über die Legitimität dieser Entscheidungsfindung vorliegt.

Eine der gegenwärtigen Herausforderungen ist nun, dass auch hierzulande etablierte Institutionen vermehrt in Frage gestellt werden. Wie Regina Kreide in ihrer Replik auf Nida-Rümelin betont hat, muss ein inhaltlicher Dissens über die demokratische Grundordnung nicht undemokratisch sein. Die Idee, dass Demokratie auf teilbaren Gründen beruht, kann ihrer Ansicht nach bereits als Konsens dienen, auf dessen Grundlage man sich auch auf Uneinigkeit einigen kann. Inhaltlich gehaltvollere Formen von

Ein Problem von Mehrheitsentscheiden ist, dass durch sie Minderheiten dauerhaft unterdrückt werden können.

Konsens sind hingegen immer ein historisches Ergebnis von Konflikten, in denen vorherrschende Diskurse angefochten worden sind. Zurzeit gilt das insbesondere für das Verständnis von Demokratie.

Auch in unserer Arbeitsgruppe werden unterschiedliche Demokratiekonzeptionen vertreten. Dies sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Freiheit und Gleichheit für Demokratie unabdingbar bleiben. Untragbar sind damit rechte Populist*innen, die gleiche Freiheitsrechte von Minderheiten missachten. Wie sollten wir dem entgegenreten? Nötig sind gelungenere Formen des politischen Streits, in denen wir grundlegende Normen respektieren und verteidigen. Verbunden werden muss dies aber mit institutionellen Reformen, die Kontrollmöglichkeiten durch demokratische Mehrheiten tatsächlich verbessern. Demokratie ist dann mehr als die Möglichkeit wechselnder Mehrheiten. Aber ohne demokratische Mehrheiten gibt es keine Demokratie.

Dr. Andreas Oldenbourg ist wissenschaftlicher Koordinator der interdisziplinären Arbeitsgruppe „Normative Konstituenzien der Demokratie“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

IM BÜRO BESUCHT ...



UNDINE KRAMER

LEITERIN DER BERLIN-LEIPZIGER ARBEITSSTELLE
DES GOETHE-WÖRTERBUCHS

Was schätzen Sie an Ihrer Arbeit?

Die Vielfältigkeit. Da ist zunächst die konkrete philologisch-lexikografische Arbeit an den Wörterbuchartikeln und, damit einhergehend, der nie langweilige Blick in Goethes Lebens-, Gefühls- und Sprachwelt. Dann ist es auch der wirklich unentbehrliche fachliche Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen hier in der Arbeitsstelle und die Zusammenarbeit mit den beiden Partnerarbeitsstellen in Tübingen und Hamburg, insbesondere bei der redaktionellen Arbeit, die ja einen großen Teil ausmacht. Dazu kommen noch als externe Partner der Kohlhammer-Verlag, in dem das Goethe-Wörterbuch von Anfang an gedruckt

wird, und das „Kompetenzzentrum – Trier Center for Digital Humanities“ für unsere Online-Ausgabe. Und wenn eine neue Lieferung des Goethe-Wörterbuchs, also ein Teil eines Bandes, erscheint oder ein Band abgeschlossen wird, dann ist das ein sehr schöner Moment, der nur möglich wird durch die Zusammenarbeit von allen Beteiligten am Wörterbuch. Dass dieser Moment bei einem lexikografischen Großprojekt wie dem Goethe-Wörterbuch freilich nur kurz währt, das liegt in der Natur der Sache, denn wir haben noch nicht alle von Goethe verwendeten Wörter bearbeitet und gedruckt.

Brüllgesang, Fußbegleiter, Gedankenzwirn

Das Goethe-Wörterbuch erfasst und verzeichnet den gesamten Wortschatz eines einzigen Mannes: Johann Wolfgang Goethes. Was lernt man über die deutsche Sprache, wenn man sich mit Goethes Wortschatz beschäftigt?

Man lernt eine ganze Menge. Unter anderem sehr viel darüber, dass Sprache stets zeit- und situationsgebunden ist und Wörter deshalb notwendigerweise immer in ihrem Zeit- und Verwendungskontext betrachtet werden müssen. Ein ausschließlicher Blick durch so eine „Gegenwartsbrille“ oder auf von ihrem Kontext isolierte Wörter: Das führt häufig in die Irre oder zu absurden Urteilen über Goethes Sprache. Das heißt, man lernt auch sehr viel über Sprach- und Bedeutungswandel, über Wortschatz- und Sprachgebrauchsveränderungen: Denken Sie einfach einmal an Wörter wie *Postkarte*, *Lückenbüßer*, *Materialist*, *Schmiergeld* oder *Blitzlicht* und schlagen Sie diese dann im Goethe-Wörterbuch nach – Sie werden überrascht sein! Daneben sind es die vielen ungewöhnlichen Goetheschen Wortkreationen, die sehr beeindruckend zeigen, welches enorme Wortbildungspotential unsere Sprache hat und wie produktiv und schöpferisch Goethe diese nutzte: Einige Beispiele dafür sind die Wörter *antöten*, *Brüllgesang*, *Fußbegleiter*, *Gedankenzwirn*, *entgottesdienstet*, *liebehimmelswonnewarm*, *die Vertrautin*, *zerdisputieren*.

Welche Fähigkeiten muss man für die lexikografische Arbeit mitbringen?

Viele! Akribie und Strukturiertheit, Sprachgefühl, Geduld, Ausdauer, Konzentration auf das Wesentliche: das alles gekoppelt mit profunden Kenntnissen von Sprache und Literatur und der Goethezeit. Sonst funktioniert es nicht.

2025 endet die Laufzeit des Akademienvorhabens.

Bis dahin wird das Goethe-Wörterbuch bis zum letzten Lemma, „zz“, gekommen sein. Was bedeutet es für Sie, ganz am Ende eines so langen Unternehmens zu stehen?

Für mich ist das schon ein ganz besonderes Gefühl, ein 1946 begründetes Unternehmen mit zum Abschluss bringen zu dürfen. Das muss ich wirklich betonen. Man befindet sich in einer langen Reihe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die ihre Arbeit da hineingesteckt haben, ihre Zeit, ihre Energie und ja: auch ihr Herzblut! Für mich ist der Abschluss des Goethe-Wörterbuchs auch noch ganz, ganz konkret: Ich werde das allerletzte Lemma, nämlich „zz“, bearbeiten und zeichnen – und das ist dann schon etwas, das einen innehalten lässt.

Gibt es ein Goethe-Wort, das Sie in Ihren eigenen Wortschatz übernommen haben?

Ja, das ist „nonsensikalisch“. Also im Sinne von inhaltsleer. Das gefällt mir gut. Das nutze ich auch ab und an mal.

Wie würden Sie die folgenden Worte ergänzen? Wir bräuchten mehr...

... Einsicht, dass Wörterbücher ein Kulturgut sind, dass sie sprachliche wie lebensweltliche Brücken zu vergangenen Zeiten schlagen. Deshalb bräuchten wir eine größere Bereitschaft, die Arbeit mit Wörterbüchern schon in den Schulen zu beginnen und Lexikografie in der universitären Lehre zu verankern, auch wieder mit entsprechenden Lehrstühlen.

Dr. habil. Undine Kramer ist Germanistin. Sie ist seit 2002 an der Akademie beschäftigt, zunächst als Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Projekt „Kollokationen im Wörterbuch“, ab 2007 beim Akademienvorhaben Goethe-Wörterbuch, dessen Arbeitsstelle Berlin/Leipzig sie seit 2020 leitet.

Die Fragen stellte Lukas Beichler.



ZEHN JAHRE JUNGE ARABISCH-DEUTSCHE WISSENSCHAFTSKOOPERATION

Die Arab-German Young Academy of Sciences and Humanities (AGYA) feiert ein Jahrzehnt inspirierender Begegnungen zwischen exzellenten Wissenschaftler*innen, vielfältiger gemeinsamer Forschungsprojekte und starker Partnerschaften in Wissenschaft und Bildung.

Von Sabine Dormmüller, Verena Lepper und Maria Röder-Tzellos

„Wenn nicht jetzt, wann dann!“ war 2013 das Motto der Ägyptologin und Leiterin des Projektes „AGYA“, Prof. Dr. Verena Lepper, bei der Gründung der weltweit ersten bilateralen Jungen Akademie. Der damalige Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW), Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Günter Stock, und Vizepräsident Prof. Dr. Klaus Lucas trugen sehr engagiert zur Etablierung von AGYA mit ihrer Verortung an der BBAW bei. Als Co-Vorsitzende des international hochrangigen Advisory Board von AGYA begleiteten sie, wie auch die ihnen nachfolgenden Präsidenten der BBAW, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Martin Grötschel und heute Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches, tatkräftig und mit klugem Rat die Erfolgsgeschichte der arabisch-deutschen Akademie. Mit ihren arabischen und deutschen Advisory-Board-Kolleg*innen treffen sie seit 2013 die hoch kompetitive Auswahl der AGYA-Mitglieder und stellen so die Weichen für eine innovative interdisziplinäre Zusammenarbeit arabischer und deutscher Wissenschaftler*innen. In

Zeiten multipler Transformationsprozesse ist es besonders wichtig, exzellente transnationale Forschung zu fördern, um jene zu reflektieren und zu begleiten. „Wir brauchen gemeinsam entwickelte Lösungen durch arabisch-deutsche interdisziplinäre Forschungszusammenarbeit an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft, in 2013, in 2023 und auch in der Zukunft“, so Verena Lepper heute.

Im November 2013 und im Juni 2014 fanden in Doha, Katar, und an der BBAW in Berlin die Eröffnungskonferenzen von AGYA statt. Dort bestimmten die ersten Mitglieder fächerübergreifende Forschungsthemen, die gleichermaßen für Deutschland wie für die arabische Welt hochrelevant sind. Die AGYA-Arbeitsgruppen widmen sich den Themen arabische und deutsche Bildung, Gesundheit und Gesellschaft, Innovation und Nachhaltigkeitstechnologien, geteiltes kulturelles Erbe, politische Transformationen sowie Klimagerechtigkeit und Energiewende. Inzwischen umfasst das AGYA-Netzwerk Mitglieder und Alumni*ae an über



BBAW-Präsident Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches informiert sich über die Aktivitäten der AGYA-Arbeitsgruppen im Rahmen der AGYA-Jahreskonferenz 2022 in Berlin.

Foto: AGYA



AGYA-Gründungsmitglieder Prof. Dr. Verena Lepper und Dr. Kirill Dmitriev mit Michael Müller, Regierender Bürgermeister von Berlin, Prof. Dr. Dr. h. c. Günter Stock und Prof. Dr. Klaus Lucas, Präsident bzw. Vizepräsident der BBAW, und Peter Webers, BMBF, bei der Eröffnungsfeier der AGYA-Jahreskonferenz 2014 in Berlin.

Foto: AGYA / Judith Affolter



Die Ausstellungseröffnung „Arab-German Tales – Transcending Cultures“ im April 2018 in der katarischen Nationalbibliothek mit hochrangigen deutschen und katarischen Vertreter*innen aus Politik und Wissenschaft.

Foto: AGYA / ZAK Studio

100 Universitäten und Forschungsinstitutionen in Deutschland und 18 arabischen Ländern: Ägypten, Algerien, Irak, Jemen, Jordanien, Katar, Kuwait, Libanon, Libyen, Marokko, Mauretanien, Oman, Palästina, Saudi-Arabien, Sudan, Syrien, Tunesien und die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE).

BBAW-Präsident Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches zeigt sich als Co-Vorsitzender des AGYA Advisory Board „beeindruckt von der Expertise, die in AGYA vertreten ist, und von der Vielfalt der Themen.“ Im Gespräch mit den AGYA-Mitgliedern ergänzt er: „Die Entstehung von Wissenschaftsakademien ist ein Geschenk des Mittelmeerraums an Europa.“

Gemeinsamkeiten durch geteilte Geschichte(n) herauszustellen, war auch das Ziel der von Verena Lepper und weiteren AGYA-Mitgliedern konzipierten arabisch-deutsch-englischen Ausstellung „Cinderella, Sindbad und Sinuhe. Arabisch-deutsche Erzähltraditionen“, die 2019 im Neuen Museum in Berlin die Forschung zu den diversen kulturellen Austauschprozessen zwischen der arabischen Welt und Deutschland beleuchtete. Die vielfältigen Exponate und Medienstationen wurden auch 2018 in Doha, Katar, und 2021 in Abu Dhabi, VAE, gezeigt. Allein in Berlin



Dr. Henda Mahmoudi und Prof. Dr. Salma Balazadeh arbeiten gemeinsam zu Genomforschung an Kulturpflanzen mit Partner*innen in Dubai, Tunis und Potsdam.

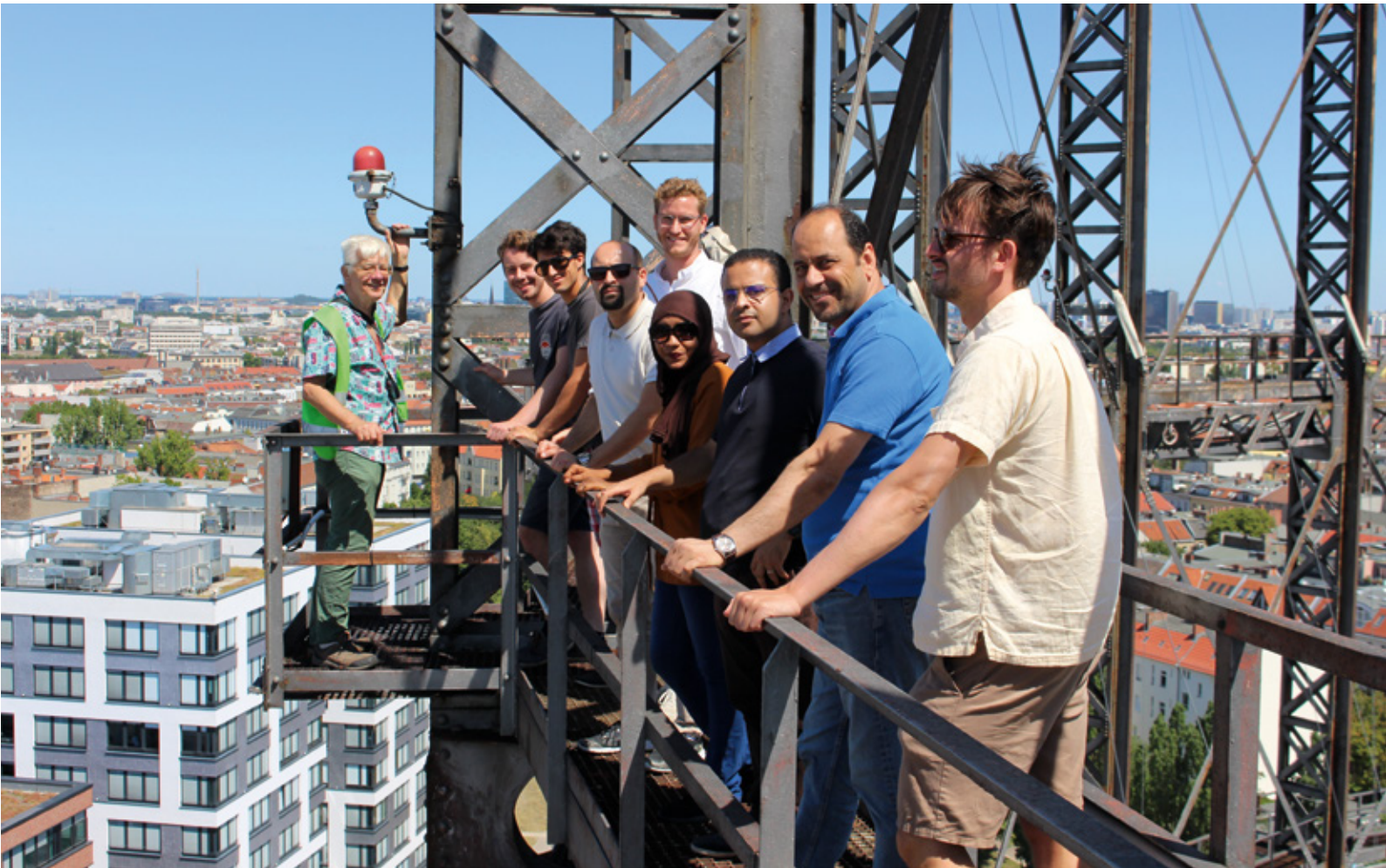
Foto: AGYA

faszinierte die Ausstellung mehr als 300.000 Besucher*innen. Der libanesische Experte für arabische Literatur und AGYA-Alumnus Prof. Dr. Bilal Orfali betonte anlässlich der Ausstellungseröffnung: „Bei AGYA webt jedes Mitglied seine eigene Geschichte, aber es ist die Verflechtung dieser Geschichten, die die größere Rahmengeschichte bildet. Diese ist gekennzeichnet durch Engagement – für Zusammenarbeit und gemeinsame Forschung, für gegenseitiges Verständnis und für die Gestaltung einer besseren Welt.“ Zusammen mit Bilal Orfali setzt Verena Lepper derzeit die damals begonnene Forschung zu Papyri aus Ägypten fort. Eine Ausstellung zum Thema Diversität in der Antike ist in Planung und wird zum zehnjährigen AGYA-Jubiläum 2024 in Berlin ihre Tore öffnen.

Das große Engagement und die Begeisterung für die arabisch-deutsche Forschungszusammenarbeit wird auch von AGYA-Mitglied Dr. Henda Mahmoudi geteilt. Die gebürtige Tunesierin setzt sich als Biologin in Dubai für Ernährungssicherheit ein. Zusammen mit den AGYA-Mitgliedern Prof. Dr. Salma Balazadeh, Biologie, und Dr. Vanessa Lux, Psychologie, initiierte sie ein arabisch-deutsches Netzwerk von weiblichen Pionieren in der nachhaltigen Landwirtschaft – von Gemüseanbau in der Wüste bis hin zu vertikaler

Arabische und deutsche Mitglieder der AGYA-Arbeitsgruppe Innovation treffen sich in Berlin zum Thema „Big Data als digitales Gemeingut: Smarte Mobilität durch erfolgreiche Data Governance“.

Foto: AGYA



Pflanzenzucht in der Stadt. Für Henda Mahmoudi ist die AGYA-Mitgliedschaft eine Erfahrung von *empowerment*: Die Mitglieder gestalten die Akademie in einem *bottom-up*-Ansatz selbst, von der Verfassung bis zu den Forschungsthemen und -formaten. „Dieser akademische Freiraum ist nicht selbstverständlich“, so Henda Mahmoudi, „in AGYA hat jedes Mitglied eine Stimme, die zählt.“ Einem der wichtigsten arabisch-deutschen Themen widmete sich Vanessa Lux zusammen mit Verena Lepper: Gemeinsam gestalteten sie 2016 die internationale Konferenz „Migration and Transnational Cooperation in Education, Research & Innovation“, die mehr als 200 arabische und deutsche Forschende zusammenbrachte, um sich über verschiedenste Aspekte von Migration auszutauschen. Grundlegend für den gewinnbringenden Dialog war es, aus den Erfahrungen arabischer Länder wie dem Libanon, Tunesien, Jordanien und Ägypten nach der Flüchtlingswelle aus Syrien zu lernen.

AGYA versteht sich als eine in die Gesellschaft kommunizierende Akademie. Mit interaktiven Formaten wie Podcasts, *Science Comics* und innovativ kuratierten Ausstellungen teilen die Mitglieder ihre Forschungsergebnisse mit einer breiten Öffentlichkeit. Seit 2017 trägt AGYA mit einem vielfältigen Programm aus frischer arabisch-deutscher Perspektive zum Salon Sophie Charlotte bei und zieht dabei ein junges, internationales Publikum an. Zuletzt konnte AGYA den zahlreichen Berliner Besucher*innen mit einer im historischen Paternoster der BBAW kreisenden Ausstellung zu den Erfahrungen arabischer Intellektueller in Berlin neue Perspektiven auf das Leben in ihrer Stadt ermöglichen. 2022 war AGYA erstmals an Bord des Ausstellungsschiffs „MS Wissenschaft“ vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), das



AGYA-Alumna Prof. Dr. Hanan Badr und die ägyptische Fotografin Eman Helal präsentieren ihre Ausstellung „Biographies in Motion. The Arab Intellectual Community in Berlin“ im Rahmen des Salon Sophie Charlotte 2022 an der BBAW. Foto: AGYA

durch Deutschland und Österreich reiste, mit einer interaktiven Ausstellungsstation zu Forschung mit Teilchenbeschleunigern vertreten. AGYA beschleunigte auf nahezu Lichtgeschwindigkeit.

Die jährlich etwa 100 Forschungsprojekte der Mitglieder und Alumni*ae werden vom AGYA-Büro an der BBAW administriert, das seit 2013 von Dr. Sabine Dorpmüller geleitet wird. Das Büro in Berlin, zusammen mit dem AGYA-Regionalbüro in Kairo und den AGYA-Regionalkoordinatoren in Beirut und Tunis, ist Anlaufstelle für AGYA-Mitglieder und trägt zum Aufbau starker Partnerschaften zwischen Deutschland und der arabischen Welt bei. So gelang es AGYA als erste nicht-ägyptische Organisation, ihr Regionalbüro an der ägyptischen Akademie der Wissenschaften (ASRT) zu etablieren – ein Paradebeispiel für die hochkarätige Wissenschaftsdiplomatie von AGYA.

Seit ihrer Gründung wird AGYA als Projekt an der BBAW mit ihren vielfältigen Forschungsprojekten vom BMBF gefördert. Viele andere arabische und deutsche Partner*innen haben zu den einzelnen Forschungsprojekten und Jahreskonferenzen beigetragen, die zweimal im Jahr in der arabischen Welt und Deutschland stattfinden, zum Beispiel



Zusammen mit Armaghan Naghipour, Staatssekretärin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung der Berliner Senatsverwaltung, eröffnete Prof. Dr. Verena Lepper die Veranstaltung „Global Berlin in the 21st Century“ im Humboldt Forum in Berlin im Mai 2022.

Foto: AGYA



in Berlin, Hamburg, München, Abu Dhabi, Amman, Beirut, Kairo und Kuwait. Auch der Berliner Senat unterstützt gezielt AGYA-Forschungsvorhaben in Berlin. In diesem Rahmen führt Verena Lepper gemeinsam mit arabischen und deutschen AGYA-Mitgliedern an Berliner Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen das Forschungsvorhaben

„Global Berlin in the 21st Century“ durch. Berlin hat sich als neues europäisches Zentrum post-kolonialer politischer Diskurse etabliert und bringt Denkanstöße hervor, die in die arabische Welt rückwirken. Ziel des Vorhabens ist es, die Welt nach Berlin und Berlin in die Welt zu bringen.

Auch für die nächsten zehn Jahre und darüber hinaus freut sich AGYA auf interdisziplinäre und transnationale Begegnungen. Die bilaterale Akademie möchte damit zur Vielfalt der Berliner Wissenschaftslandschaft beitragen, diese mitgestalten und international sichtbar machen.



Unterzeichnung des Memorandum of Understanding (MoU) zwischen AGYA und der ägyptischen Akademie der Wissenschaften in Anwesenheit des ägyptischen Hochschul- und Forschungsministers Prof. Dr. Khaled Abdel Ghaffar im Juli 2017. Foto: AGYA

Dr. Sabine Dorpmüller ist promovierte Arabistin und Islamwissenschaftlerin und leitet als Managing Direktorin das Berliner Büro von AGYA.

Prof. Dr. Verena Lepper ist Ägyptologin und Orientalistin am Ägyptischen Museum und Papyrussammlung der Staatlichen Museen zu Berlin und der Humboldt Universität zu Berlin. Sie leitet AGYA als Principal Investigator an der BBAW.

Dr. Maria Röder-Tzellos ist stellvertretende Managing Direktorin von AGYA und als promovierte Kommunikationswissenschaftlerin insbesondere für den Bereich der Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

EIN BLICK ...

... IN DIE AUSSTELLUNG „DIE BÜCHER“ VON ANNETTE KELM

Bis 13. Januar 2023 in der BBAW

www.bbaw.de

Am 10. Mai 1933 verbrannten nationalsozialistische Studierende rund 30.000 Bücher auf dem Opernplatz in Berlin: politische Literatur, Sachbücher, Romane und Gedichtbände, sogenannte Trivialliteratur, selbst Kinderbücher. Es folgten weitere Bücherverbrennungen in anderen deutschen Städten, auch wurden „Listen des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ erstellt. Die Bücher wurden gebrandmarkt, weil sie einen progressiven Zeitgeist spiegelten – oder weil jüdische Autor:innen sie verfasst hatten. Die Verbannung der Bücher markierte die politische Gleichschaltung und ging einher mit der konsequenten Verfolgung insbesondere jüdischer Schriftsteller:innen und Intellektueller. Annette Kelms Fotografien zeigen ausgewählte Bücher, die 1933 in Flammen aufgingen oder auf den Listen verfehmter Publikationen standen. Damit stellt sie bewusst die Autor:innen und Opfer der nationalsozialistischen Politik in den Mittelpunkt und gibt ihnen Sichtbarkeit.

Annette Kelm, Die Bücher, 2021

Archival Pigment Prints, gerahmt, je 71,5 x 54 cm

Courtesy Annette Kelm, a private collection in Berlin & KÖNIG GALERIE

Berlin | Seoul | Vienna and Andrew Kreps Gallery New York

Copyright Text: Vanessa Joan Müller



Helene Stöcker, *Liebe*, 1927

Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee,
Einbandgestaltung John Heartfield



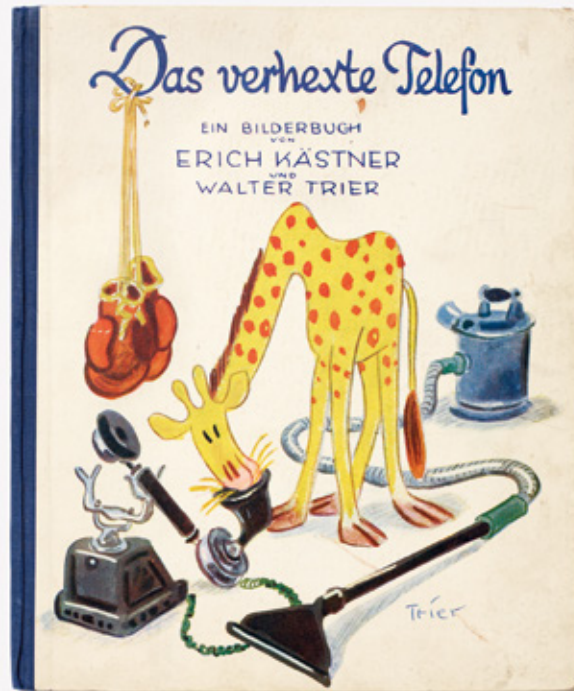
Walter Benjamin, *Einbahnstrasse*, 1928

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin,
Einbandgestaltung Sasha Stone

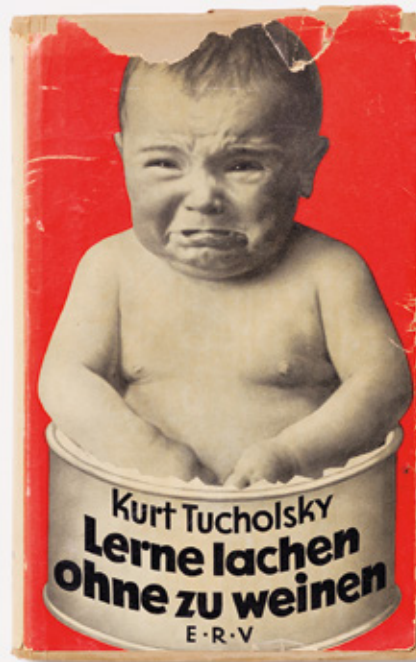


Eva Leidmann, *Auch meine Mutter freute sich nicht!*
Die Fehlritte eines bayrischen Mädchens, 1932

Zinnen Verlag, Basel / Leipzig / Wien,
Einbandgestaltung Martha von Wagner-Schidrowitz



Erich Kästner, *Das verhexte Telefon*, 1935
Williams & Co. Verlag GmbH, Berlin-Grunewald,
Copyright Atrium Verlag AG, Zürich, 1935,
Einbandgestaltung und Zeichnungen Walter Trier



Kurt Tucholsky, *Lerne lachen ohne zu weinen*, 1931

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin,

Fotografie: Wellington Film Manufacture



COLLEGIUM PRO ACADEMIA

Förderverein der Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften e. V.

Vorsitzende: Friede Springer

c/o Leiterin des Präsidialbüros
Dr. Karin Elisabeth Becker
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Tel.: 030/20 370-241

E-Mail: collegium@bbaw.de

<https://collegium.bbaw.de>



HERMANN UND ELISE GEBORENE HECKMANN WENTZEL-STIFTUNG

Vorsitzender des Kuratoriums:
Prof. Dr.-Ing. Bernd Hillemeier
Vorstand: Dr. Karin Elisabeth Becker
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-241

E-Mail: becker@bbaw.de

<https://hws.bbaw.de>



VERANSTALTUNGS- ZENTRUM

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften

Leiterin: Ulrike Roßberg
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon: 030/20 370-200

Fax: 030/20 370-666

E-Mail: rossberg@bbaw.de

<https://veranstaltungszenrum.bbaw.de>

IMPRESSUM

Herausgeber

Der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

Redaktion

Sandra Vogel
unter Mitarbeit von
Lukas Beichler und
Emil von Lossow

Grafik und Layout

eckedesign GmbH,
Carolin Schneider
www.eckedesign.de

nach Entwürfen von
Thorsten Probst,
angenehme gestaltung

Bildnachweise

Titelmotiv: Joseph Beuys,
„Ich kenne kein Weekend“ (1971/1972);
Bestandteil der Arbeit „Weekend“
(1971/72). © VG Bild-Kunst, Bonn 2022

Rückseite:

links: BBAW
mittig: BBAW
rechts: BBAW, Holger Kupfer

Druck

PIEREG Druckcenter Berlin GmbH

Adressen

Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Standort Unter den Linden:
Unter den Linden 8
10117 Berlin

Standort Potsdam:
Am Neuen Markt 8
14467 Potsdam

www.bbaw.de

Trotz umfangreicher Bemühungen von Seiten der Akademie ist es nicht in allen Fällen gelungen, die Rechteinhaber des Bildmaterials zu ermitteln. Rechtlich nachweisbare Ansprüche sind bei der Akademie geltend zu machen.

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2022.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers.

ISBN: 978-3-949455-17-9



Die Akademiegebäude am Gendarmenmarkt, Unter den Linden in Berlin und Am Neuen Markt in Potsdam